

In dieser Ausgabe

Thema: Privat kommunizieren – digital vernetzt

Einführung	1
Smartphone im Alltag	4
Facebook, WhatsApp und Snapchat	8
Umfrageergebnisse zur Online-Kommunikation	9
Gleichzeitig und zeitlich versetzt	14
Facebook als Ort...	16
Medialisierung und Beschleunigung	18
Wie verändern Smart- phone, Tablet & Co....	22
Die unwiderstehliche Fas- zination des Smartphones	24
Digitale Papierflieger...	25
Wo und wie könnte Zeitpolitik ansetzen?	27
Literatur und laufende Forschungsprojekte zum Thema	29

Forum

Social Freezing bedeutet soziale Kälte	32
---	----

Aus der DGfZP

Zum Jahresende	34
Notizen zur Jahrestagung	36
Who is who?	37

Veranstaltungen und Projekte	38
---------------------------------	----

Neue Literatur	40
----------------	----

Antrag auf Mitgliedschaft	45
------------------------------	----

Impressum	46
-----------	----

Liebe Leserinnen und Leser,

dieses ZpM gilt, wie schon die Ausgabe im Juli 2011, zeitlichen Auswirkungen der Digitalisierung. Diesmal fragen wir, wie sich der Umgang mit Zeit im privaten Leben durch mobiles digitales Kommunizieren mittels Smartphone & Co verändert hat, vor allem im Alltag junger Menschen. *Yolanda Koller-Tejeiro* hat den Anstoß zu diesem Thema gegeben, *Elke Großer* hat das Thema umfassend recherchiert und ausgearbeitet. Eine neue Form im Entstehen eines ZpM wurde ausprobiert: Im Rahmen der Berliner Zeitpolitischen Gespräche im Oktober dieses Jahres wurden mögliche zeitpolitische Konsequenzen diskutiert. Diese Diskussionsrunde hat sich als sehr anregend erwiesen. Wir danken allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern.

Zur besonderen Aufmerksamkeit empfehlen wir Ihnen einen Beitrag, der sich sowohl als Nachtrag zur diesjährigen Jahrestagung „Zeit und Gesundheit“ lesen lässt wie auch als Vorgriff auf die für Oktober 2015 geplante Jahrestagung über die Notwendigkeit, Zeiten für private Sorgearbeit und Zeiten für Erwerbsarbeit im Lebenslauf neu zu verteilen: „Social Freezing“ von *Katrin Braun*. Hier zeigt sich überdies ein Bezug zum Thema dieses ZpM: Es sind die Unternehmen Apple und Facebook, die ihren Mitarbeiterinnen diesen höchst problematischen Kinderwunsch-Aufschub in die Zukunft nahelegen und finanzieren.

Wir drei Herausgeberinnen des Thementeils wünschen all unseren Leserinnen und Lesern eine frohe Weihnachtszeit und ein gutes Neues Jahr 2015!

Helga Zeiher, Elke Großer und Yolanda Koller-Tejeiro

Thema: Privat kommunizieren – digital vernetzt

ELKE GROSSER

Einleitung in den Thementeil

Das Internet hat sich in den letzten Jahren zu einem mächtigen und ubiquitären Kommunikationsmedium entwickelt, in dem sich weltweit Individuen tagtäglich digital vernetzt miteinander austauschen. Digitale Kommunikation ist ein äußerst vielschichtiges Geschehen, von dem nur ein kleiner Ausschnitt im Fokus dieses ZpM ist: digital vernetzte Kommunikation im privaten Leben. Wie beeinflusst online geführter „Wortwechsel“ die Offline-Kommunikation? Wie sind die beiden Kommunikationsformen miteinander verflochten? Andere naheliegende

wichtige Themen wie Datenschutz, Verlust der Privatsphäre u. a., die manche Leser vermissen könnten, wurden bewusst ausgeklammert.

Strikte Grenzziehungen zwischen realer und virtueller, privater und nicht-privater sozialer Kommunikation sind nicht möglich. Die Grenzen verlaufen fließend. Gesellschaftliche Entgrenzungsprozesse zeigen sich, wo sich Online- und Offline-Kommunikationen überschneiden und durchdringen und dies zur Selbstverständlichkeit geworden ist: Beruflicher Alltag dringt über ständige Erreichbarkeit ins Privatleben ein; Kinder und Jugendliche wachsen in Familien und in formalen Bildungseinrichtungen auf, deren Kommunikationsräume und -zeiten zunehmend auch online gestaltet werden, digitale Medien dienen für Verabredungen jeder Art, ob zu privaten oder zu beruflichen Zwecken oder beides verknüpfend.

Obwohl die Herausgeberinnen dies anfangs nicht beabsichtigt hatten, handelt dieses ZpM davon, wie sich vor allem *junge Menschen* virtuell miteinander vernetzen. Denn die Recherchen zu dieser Ausgabe haben gezeigt, dass das Thema vor allem in Bezug auf Heranwachsende untersucht worden ist. Kinder wachsen schon sehr früh spielerisch in die virtuelle Welt hinein. Jugendliche sind im Vergleich zu Älteren am längsten im Netz unterwegs und sie besitzen und nutzen häufiger als ältere Leute ein internetfähiges Smartphone. Heranwachsenden ist ihr eigenes Handy sehr wichtig; sie möchten darauf nicht verzichten. Wie für ältere Generationen das Telefon eine selbstverständliche Kommunikationsform im Alltag ist, sind dies für Kinder und Jugendliche Smartphone & Co. (s. den Beitrag von Elke Großer). Junge Leute gehen routiniert mit diesen Geräten und den dazugehörigen Applikationen um, während Ältere eher kritische Blicke auf diese Entwicklung werfen. Zwischen den Älteren „digital immigrants“ und den heranwachsenden „digital natives“ tut sich gegenwärtig eine „Generationenkluft“ auf (s. den Beitrag von Helga Zeiher), die sich auch in den Interviews zeigt, mit denen dieser Thementeil beginnt.

Angebote zur Vernetzung von Zeiten und Orten

Digitale Kommunikation spiegelt einerseits gesellschaftliche Zeitbedingungen wieder, andererseits entstehen im privaten Miteinander-Kommunizieren mittels mobiler digitaler Endgeräte wie Smartphone und Tablet neue Formen des Umgangs mit Zeit, für Jugendliche nicht zuletzt durch das Nutzen sozialer Medien. Wer online kommuniziert, überspringt beliebig weite räumliche Entfernungen zu beliebiger Zeit und ohne Zeitverlust. Telefonanbieter ermöglichen solches Kommunizieren ihren Kunden, sofern diese ein internetfähiges Gerät besitzen. Wer sich zugleich mit mehreren Partnern wiederholt im virtuellen Raum treffen und austauschen möchte, findet in

den sozialen Medien Angebote zum einfachen und schnellen Knüpfen und Nutzen von Netzwerken. Während Facebook bis vor kurzem bei weitem am meisten verbreitet war, bevorzugen gegenwärtig immer mehr von ihnen WhatsApp und in jüngster Zeit wächst die Zahl der Benutzer von Snapchat (eine kurze Darstellung findet sich in dieser Ausgabe). Von der Schnelligkeit des Wandels ist auch dieses ZpM betroffen: dem Nachhinken der Forschung folgend, enthält es zwei Beiträge, die sich mit dem Zeitverwendungsmuster von Facebook befassen. Beide suchen nach Antworten auf die Frage, was Facebook so besonders attraktiv macht. *Alexander Klier* analysiert die Raum-Zeitformen der Facebook-Vernetzung und die Möglichkeiten für Nutzer, die Kommunikationsakte in ihre täglichen Zeitabläufe zu integrieren, z.B. die Möglichkeit zeitlicher Unabhängigkeit der Kommunizierenden von einander. *Jonas Deitert* untersucht die kommunikativ entstehende Identitätskonstruktion, die Facebook anbietet: Aus jeweils aktuellen und von eigenen Facebook-„Freunden“ bestätigten Identitätsaspekten tritt ein persönliches Profil hervor – eine fluide, fragmentierte Identität, die ein in die soziale Umwelt ständig aufs Neue eingepasstes Selbstbewusstsein spiegelt.

Auswirkungen der Medialisierung auf das Leben von Kindern und Jugendlichen

Wie sehr die digitalen Endgeräte Handy und Tablet-PC und die dazu gehörigen Applikationen in den Alltag verwoben sind, zeigen alle Beiträge in dieser Ausgabe. Digitale soziale Medien sind soziale Zeitgeber, die heute die Funktionen sozialer Zeit übernehmen, die in der Moderne Uhren hatten: Synchronisierung, soziale Orientierung, Kontrolle, Beziehungssicherheit. Im Familienalltag sind digitale Medien omnipräsent. Sie dringen mehr und mehr in die Gestaltung des Familienalltags ein und verändern somit auch Bedingungen des Aufwachsens der Heranwachsenden. *Vera King* fragt in ihrem Beitrag nach Wechselwirkungen zwischen dieser Medialisierung und gesellschaftsübergreifenden Veränderungen des Zeitgebrauchs. Die Zeitkonflikte, die im Zusammentreffen von Beschleunigungen, Zeitverdichtungen und Desynchronisierungen in den unterschiedlichen Alltagsbereichen der Familienmitglieder entstehen, treffen im Familienalltag auf zeitliche Entgrenzungen durch die Medialisierung. *Rudolf Kammerl* weist auf Unterschiede zwischen Familien hin. Wie Familienmitglieder ihre Mediennutzung tagtäglich neu aushandeln, ob erfolgreich oder konfliktuell, hänge zunehmend von den Medienkompetenzen der Eltern ab. Zugehörigkeit zu verschiedenen Elterngenerationen, kulturelle und soziale Faktoren bestimmen den Stellenwert und die Funktionen, die digitale Kommunikationsmedien im Familienalltag einnehmen. Die Mediennutzung der einzelnen Familienmitglieder sage viel über die Qualität des gesamten Familienlebens aus, so der Autor.

Yolanda Koller-Tejairo setzt bei tagtäglich erlebbaren Situationen an, in denen Menschen mit ihrem Handy hantieren, während sie sich in face-to-face-Kommunikations-Situationen befinden. Dieses Phänomen der durch Parallelkommunikation fragmentierten Aufmerksamkeit, das bereits einen Namen hat, „Phubbing“, analysiert sie kritisch im Hinblick auf die „unwiderstehliche Faszination“ der mobilen Kommunikationsmedien und fragt nach Folgen solchen Alltagsverhaltens in Familien für die Sozialisation der Kinder. *Sandra Hofhues*, Hochschuldozentin aus der jungen Generation, nimmt Parallelkommunikation ihrer Studierenden mittels „digitaler Papierflieger“ nicht unbedingt als störend wahr: Digitale Medien – so meint sie – stellen „mal sozialen Raum für Wissen und Erkenntnis dar, mal bleiben sie moderne Papierflieger, die man als Lehrperson akzeptieren muss, und mal werden sie als Geräte schlicht unwichtig, weil geteilte Aufmerksamkeit zwischen Lernenden und Lehrenden in kooperativ und dialogisch angelegten didaktischen Szenarien an Bedeutung gewinnt – mit oder ohne tatsächlichen Medieneinsatz.“

Chancen oder Risiken?

Alle Beiträge dieser Ausgabe machen deutlich: Die Möglichkeiten der privaten online vernetzten Kommunikation sind in sich widersprüchlich. Widersprüchlich sind auch die Einstellungen dazu. Je nach in den Blick genommenem Aspekt überwiegen Zustimmung Unbehagen oder Ablehnung. Manches polarisiert die Gemüter, insbesondere zwischen den Generationen, die mit verschiedenen Formen privater Kommunikation im Alltag aufgewachsen sind.

In Zeiten von Beschleunigung, Verdichtung und Flexibilisierung bieten digitale Kommunikationsmedien einfache und schnelle Mittel zur Organisation des Alltags, um raum- und zeitunabhängig mit vielen anderen in Kontakt zu treten und zu kommunizieren, ob mit selbst gewähltem Zeitverzug oder auch gleichzeitig. Heranwachsende finden im virtuellen Raum Orte der Abgrenzung zur Elterngeneration, in denen sie ihre Identität wahrnehmen und präsentieren, und in denen sie Beziehungen ausdifferenzieren, führen und neu bilden können. Insoweit enthalten diese Medien Potenziale für Zeitsouveränität, Handlungsfreiheit und Selbstbestimmtheit. In formalen Bildungseinrichtungen können virtuelle Medien zur Erweiterung von Lern- und Wissensprozessen dienen. Zugleich werden problematische Aspekte erkennbar. Neue soziale Zwänge des gesellschaftlichen Dazugehörens entstehen. Wer nicht ständig „on“ ist, wird aus Beziehungsnetzen, privat wie beruflich, ausgegrenzt. Zuviel an Zeit im virtuellen Raum kann mit Suchtverhalten und anderen gesundheitlichen Be-

eintrachtigungen einhergehen. Schließlich werden durch digitale Mediennutzung weitere Beschleunigungsprozesse angestoßen.

Medialisierungsprozesse verändern zwar die Praxis in allen Alltagsbereichen, sind aber in den individuellen Leben nur ein Aspekt neben anderen, mit denen sie jeweils auf individuell spezifische Weise zusammenwirken. Sie dürfen daher nicht als alleinige Ursachen von erwünschten oder unerwünschten Verhaltensweisen gesehen werden. Entsprechend verhält es sich auf übergreifenden gesellschaftlichen Ebenen: Medialisierung ist eng mit anderen gesellschaftlichen Entwicklungen verbunden, also keineswegs Alleinverursacher gesellschaftlicher Zeitprobleme. Mehrere Beiträge in dieser Ausgabe betonen diese Zusammenhänge ausdrücklich. *Alexander Klier* weist auf die Einbindung der Praktiken des digitalen Netzwerks in die zeitlichen Praktiken und die Zeit-Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft. *Vera King* geht aus von Fragen nach Wechselwirkungen zwischen Medialisierung und Beschleunigung, und analysiert deren Phänomene im Familienleben Heranwachsender. *Rudolf Kammerl* differenziert zwischen Lebensweisen, die Familien in unterschiedlichen sozialen Milieus ausgebildet haben.

Medienkompetenz, die über die praktische Handhabung hinaus geht, zu erwerben, ist heute zunehmend vonnöten. Ihre praktische Medienkompetenz erwerben die meisten Menschen, indem sie die Medien nutzen. Zu einem kompetenten Umgang gehören jedoch auch Voraussetzungen, um den eigenen Medienumgang zu reflektieren sowie Inhalte aus dem Netz zu bewerten und zu hinterfragen. Hier liegen Aufgaben für Eltern Heranwachsender und für Lehrer. In formalen Bildungseinrichtungen fehlt meist noch die notwendige Technikausstattung zur Vermittlung dieser Fähigkeiten. Vor allem schichtspezifische Ungleichheiten im Mediengebrauch wurden festgestellt. Damit verfestigen sich Bildungsunterschiede und ungleich verteilte Berufschancen. (hierzu *Rudolf Kammerl* in dieser Ausgabe) Der rasanten Ausbreitung und den zugleich stattfindenden Qualitätsveränderungen hinken Reflexion und Bildung, Forschung und Politik hinterher. Zur Förderung des Erwerbs solcher Medienkompetenzen kann und sollte auch Zeitpolitik beitragen, so *Helga Zeiher* im abschließenden Beitrag des Thementails.

Eine Schlussbemerkung: Die drei Herausgeberinnen dieses Thementails haben sich hauptsächlich über Kommunikationskanäle wie Telefon und E-Mail ausgetauscht. Auch wenn diese Formen der Kommunikation im Zeitalter von Facebook und WhatsApp schon antiquitiert erscheinen, waren wir doch erfolgreich, wie das Erscheinen dieser Ausgabe zeigt.

ELKE GROSSER

Smartphone im Alltag

Vier Spotlights aus dem Leben junger Menschen

Feste Termine für diese Interviews zu vereinbaren und diese über räumliche Grenzen hinweg telefonisch mit den Jugendlichen zu führen, war schier unmöglich. Erst mein Vorschlag zu einem flexibleren Vorgehen und dem Hinweis zu einer App, mit der man über das Tablet oder Smartphone mobil Gespräche aufnehmen und versenden kann, führte dazu, dass ich diese innerhalb kürzester Zeit aus meiner Dropbox laden konnte. Ich danke meiner Tochter für die Durchführung der Interviews.



Foto: Peter Freitag / pixelio.de

„...ein bisschen zu viel Zeit“

Felix, 15, Schüler (etwas wortkarg), lebt auf dem Dorf und fährt täglich in die nahegelegene Stadt zur

Schule. Seit drei Jahren besitzt er ein Smartphone und seit ungefähr zwei Jahren kommuniziert er damit übers Internet. Hauptsächlich nutzt es Felix, um mit seinen Freunden oder der Freundin, aber auch mit Familienmitgliedern zu kommunizieren. Dazu nutzt er verschiedene Internetplattformen, wie WhatsApp, Facebook oder Skype.

Im Tagesverlauf nutze er das Smartphone morgens noch nicht so intensiv, eher „so nach der Schule“, verbringe er „mehr Zeit damit“. Beim Essen mit der Familie benutze er es gar nicht. Wenn er abends noch Nachrichten bekommt, gehe er schon

mal später ins Bett: „Dann schreibe ich noch zurück und warte, bis er wieder geantwortet hat“. Er verwendet das Handy, um sich mit Freunden zu verabreden, wann man sich treffen möchte oder auch um schulische Dinge zu besprechen.

Felix findet es gut, dass das übers Internet und mit dem Smartphone einfach und sehr schnell geht, und dass man mit jedem kommunizieren kann, auch wenn derjenige nicht in der Nähe ist.

Für sich selbst schätzt Felix ein, dass er „ein bisschen zu viel Zeit damit“ verbringe. Das Handy lenke ihn schon öfters ab. Weil er sich dann nicht auf die Schule konzentrieren könne, findet er das nicht gut. Wenn er mit Freunden unterwegs ist oder mit einem Freund redet „und dann der die ganze Zeit am Handy ist“, finde er das „schon nervig, weil er halt nur mit einem Ohr zuhört und nur damit beschäftigt ist“.

Es wäre für ihn schwierig auf sein Smartphone zu verzichten. Einen Tag oder vielleicht auch eine Woche könne er sich eventuell vorstellen, länger aber nicht.

„Der einfachste und schnellere Weg und doch eine faule Gewohnheitssache“

Susanne, 22, studiert seit drei Jahren in einer Großstadt. Sie kommuniziert „extrem viel übers Internet“ und „eigentlich nur noch“ mit dem Smartphone über WhatsApp oder dem Messenger von Facebook. Hauptsächlich kommuniziert sie über das Internet mit Freunden und mit Familienmitgliedern, die auch die entsprechenden Apps nutzen.

Wann sie im Tagesverlauf besonders intensiv digital kommuniziert und wie viel Zeit sie täglich damit verbringt, kann sie nicht so richtig einschätzen: „... dadurch, dass man immer mal zwischendurch am Schreiben ist“. Sie kann auch nicht sagen, ob es „verschwendete Zeit“ sei, „weil man das immer so nebenbei macht und selbstverständlich“. Sie benutze ihr Handy unterwegs, in der Uni und zu Hause und schon morgens, um sich zu verabreden, ob man gemeinsam zur Uni geht oder ob eventuell schon jemand in der Uni ist. Tagsüber oder abends diene das Handy dazu, sich zu verabreden oder um

auftauchende Fragen mit anderen zu klären, auch studienmäßig. Wenn sie abends mit Freunden z. B. in eine Bar ausgeht, dann setzen sie sich alle hin und „das Erste, was ist, die Handys werden alle auf den Tisch gelegt“ und es sei zur Normalität geworden, das dann „kurz mal jemand schreibt, obwohl wir ja alle zusammensitzen“.

Wenn sie zu Hause bei ihren Eltern ist, versuche sie, das Handy nicht beim Essen mit an den Tisch zu nehmen, weil das ihre „Eltern nicht unbedingt mögen“ und „als Abhängigkeit“ kritisieren.

Susanne schätzt die Kommunikation übers Internet über WhatsApp oder den Facebook-Messenger als sehr einfach und schnell ein. Die Internet-Flatrate ist in ihrem Handyvertrag mit drin und damit könne sie „schreiben“, so viel sie möchte. Es sei einfacher über diese Apps zu kommunizieren als beispielsweise über SMS oder Facebook. Man klicke „halt auf das kleine Bildchen Und schon kannst du lostippen mit wem du willst“. Und sie sei damit fast überall erreichbar.

Über WhatsApp könne man zudem entsprechende Gruppen, z. B. einen Freundeskreis bilden und mit allen diesen Freunden zugleich Nachrichten austauschen oder etwas absprechen. Das findet sie toll. Auch könne man über WhatsApp sehen, wann der andere online war oder auch zwischendurch mal online war und nicht antworten wollte. Gut findet sie auch, dass sie Bilder von Familienmitgliedern, die sie nicht so oft sieht, teilen könne und so z. B. an der Entwicklung von Kindern teilhabe.

Klar, sie werde öfter mal bei Tätigkeiten unterbrochen, aber welche Störungen sie bewusst zulasse oder nicht, mache sie davon abhängig, wie wichtig ihr sei, was sie gerade tut. Wenn sie ihre Ruhe haben und konzentriert für ihr Studium arbeiten möchte, dann sei das Handy auf lautlos gestellt und „ganz weit“ weggelegt, weil sie diese Ablenkung nicht möchte und sie in ihrer Arbeit störe. Wenn sie aber putze, dann empfinde sie es als „nebensächlich“, wenn sie mal nebenbei kurz auf eine Nachricht antwortet.

Wenn mehrere in einer Gruppe zusammen sind, sei es ihr ziemlich egal, ob sich mal einer von ihnen auf sein Handy konzentriert, weil es ja mehrere Gesprächspartner gebe. Wenn sie sich aber mit jemandem allein unterhalte „und er sitzt die ganze Zeit am Telefon, könnte ich ausrasten, weil ich das überhaupt gar nicht ausstehen kann“. Sie denke sich: „Dann brauchst du hier nicht zu sitzen und dich mit mir zu unterhalten“, und sie spreche das direkt an. Sie selbst mache das aber auch, sagt sie selbstkritisch. Wenn sie meint, das wäre jetzt etwas Wichtiges und sie müsste ganz schnell antworten, sage sie „Komm wir unterbrechen mal kurz das Gespräch“. Aber sie findet, dass „das nicht ganz schön oder ganz höflich“ sei.

Jedoch stört sie die ständige Erreichbarkeit. „Manchmal nerven auch die Gruppennachrichten, erst recht, wenn alle Langeweile haben und ständig schreiben“. Es ärgere sie, wenn sie von anderen Personen etwas Wichtiges wissen möchte und sie sieht, dass diese zwischenzeitlich auch online waren und sich trotzdem nicht zurückgemeldet haben. Andererseits findet sie selbstkritisch, dass das eine Erwartungshaltung von ihr sei und sie sich auf eine schnelle Antwort versteife.

„Bei Facebook sich zu unterhalten, ist nicht so viel wert...“

Katrin, 22, Studentin, wohnt in einer Großstadt. Sie besitzt einen Laptop und ein Prepaid-Handy, das nicht internetfähig ist und kommuniziert damit meist mit Freunden, Kommiliton/innen, aber auch mit Verwandten. Mit ihrem Laptop kann sie zu Hause das Internet benutzen, sonst aber nur wenn sie woanders in einem Raum mit Internet-Zugang ist.



Über ihr Verhalten in Bezug auf ein Zuviel ihrer Handynutzung habe sie noch nicht nachgedacht, weil sie damit aufgewachsen sei. Diese Kommunikationsform stehe nun einmal zur Verfügung, warum sollte sie sie nicht nutzen. Vielleicht schreibe sie manchmal ein bisschen zu viel, auch in Situationen, in denen das eben nicht gerade passend wäre. Für sie sei diese Art der Kommunikation einfach nur „normal“, „alltäglich“ und „selbstverständlich“.

Es gab auch Zeiten, in denen sie viel mehr digital kommuniziert habe, mit banalen lustigen Ton- oder Bildnachrichten von einer Feier beispielsweise. „...aber irgendwann hat sich das auch alles wieder gelegt und jetzt nutzt man diese Umgangsform eigentlich nur noch wirklich zur Kommunikation: Was machst du? Machen wir heute Abend was?“ Facebook benutze sie nicht mehr so oft, nur „wenn man mal gerade nichts zu tun hat“.

Sie könnte sich schon vorstellen, ohne Handy im Alltag auszukommen, obwohl sie es schwierig finden würde, auf andere Hilfsmittel, wie Brief oder Telefon, zurückgreifen zu müssen, die sie als zeitaufwändiger und zeitintensiver empfindet. Im Urlaub im Ausland „schafft man das ja auch, ohne sein Handy die ganze Zeit zu überleben ... weil es dann teuer wird, erst recht Internet“. Und „...ich glaube, am Schwierigsten ist auch die Vorstellung, dass man nicht jederzeit erreichbar ist, bzw. ich nicht auf schnellen Wege mal kommunizieren kann“. Und sie meint, dass diese Kommunikationsform der „einfachste und schnellere Weg“ und doch schon eigentlich eine „faule (bequeme) Gewohnheitssache“ sei.

Zu Hause läuft auf ihrem Laptop Facebook „passiv eigentlich die meiste Zeit über“, außerdem kommuniziert sie mit anderen über iMessage und vor allem per Chat. Sie nutzt Facebook allerdings sehr bewusst zur Kommunikation: „... bei Facebook sich zu unterhalten, ist nicht so viel wert, als sich wirklich zu treffen. Und deswegen fehlt [dort] die emotionale Bindung, ..., bei Facebook wird nicht lange drum herum geredet, weil dafür ist ja die Zeit auch nicht da.“ Als Teenager habe sie

„mehr gechattet und meine Zeit damit verschwendet“. Jetzt habe sie „keine Lust mehr dazu, weil es zu zeitintensiv ist.“

Wenn sie unterwegs ist, nutzt sie mit ihrem Handy gern die SMS-Funktion, „weil das Telefonieren für die meisten Leute sehr viel Zeit beansprucht, die man nicht hat.“ Vor allem

profitiert sie davon, dass die meisten Leute Flatrate-Verträge haben und sie deswegen auf ihrem Handy kostenlos anrufen können. Katrin besitzt kein Smartphone, kann also nicht übers Internet kommunizieren, wenn sie unterwegs ist. Für sie sei das „eine kostspielige Idee“ und sie habe das Gefühl, dass sie „im Alltag auch zu sehr abgelenkt“ sein würde, wie jetzt sowieso schon mit ihrem Laptop. „Also deswegen lasse ich es auch lieber mit dem Smartphone.“ Ein weiterer Grund, warum sie kein Smartphone besitzt, seien alltägliche Erfahrungen, wie andere in Gesprächen oder anderen Alltagssituationen zugleich ihr Smartphone benutzen: „... weil mich das schon immens stört, wenn jemand alle fünf Sekunden auf sein Handy schaut, ob nicht irgendwie eine Benachrichtigung da ist.“

„Das ist eine Sucht (...) wie man sich komplett abhängig macht von diesem Gerät. Das ist auch für Erwachsene eine Spielerei, genau wie für Teenies und Kinder. Also darauf ist jeder anfällig, dann wirklich die ganze Zeit mit dem Handy herum zu spielen, sei es irgendwelche Spiele zu spielen oder zu checken, ob die zweitausendste E-Mail auch schon angekommen ist. Und man beschäftigt sich halt mit unwichtigeren Sachen und das sehe ich schon ein bisschen fatal. Also, auch ist es erwiesen, dass man die Informationen, die man im Internet schnell mal durchliest, z. B. über Spiegel Online, ..., das man das nicht im Kopf behalten kann. Also man wird überflutet



Foto: Lupo/pixelio.de

von den ganzen Informationen und damit kann der Mensch gar nicht umgehen. Es ist ja etwas anderes, wenn man sich die Zeit nimmt, vielleicht eine halbe Stunde und morgens Zeitung liest, statt sich den ganzen Tag in kurzen Pausen dann so berieseln zu lassen.“

Für sich selbst sehe sie

keine unbedingte Notwendigkeit, sich ein internetfähiges Smartphone anzuschaffen. Aber in dem Minijob, den sie neben dem Studium hat, habe sie gesehen, dass der Besitz eines Smartphones heute schon als selbstverständlich vorausgesetzt wird:

„Bei der Arbeit benachrichtigen sich die Leute über WhatsApp und daran konnte ich nicht teilhaben, was den Dienstplan anging. Das sollte man meistens per WhatsApp erledigen, weil es kostenlos und schnell ist und du kannst es zu jeder Zeit machen. Und ich bin extra ins Cafe gegangen, um meine Termine zu machen. Mir hat das nichts ausgemacht, aber der Chef hat sich daran gestört und hat gesagt: Na guck mal, das geht viel schneller, wenn du ein Smartphone hättest. Wieso machen wir das noch so auf eine altmodische Art und Weise?“

Ihre Freunde haben deswegen mit ihr gewettet, wie lange sie wohl noch ohne Smartphone durchhält:

„Mal sehen, wie lange ich durchhalte. Ich weiß es nicht genau, weil das mit dem Job hat mir auf jeden Fall gezeigt, dass andere Menschen es voraussetzen, dass du so ein Ding hast, weil es einfach viele Schritte erleichtert (...) dann würde ich das so oft wie möglich zu Hause lassen, z. B. wenn ich irgendwie auf Reisen oder im Zug bin, weil mir das sonst ja nichts nützt.“

„Das ist wirklich schon wie ein Teil von einem“

Michael, 34, berufstätig, wohnt in einer Großstadt. Er kommuniziert sehr viel über das Internet, hauptsächlich über das Smartphone, das in seiner Internet-Flatrate inbegriffen ist. Für ihn sei diese Kommunikationsform im Gegensatz zum „normalen“ Telefonieren schneller, einfacher und entspannter. „Anrufen, wenn da keiner rangeht, das bringt einem ja nichts. So schreibst du eine Nachricht und hoffst auf die schnelle Antwort.“ Er tauscht sich mit seinen Freunden und seinen Geschwistern vorrangig über WhatsApp aus. Mit

seinen Eltern kommuniziert er ausschließlich persönlich oder über das Telefon.

Mit Mobiltelefonen ist Michael groß geworden. Er sei „da reingewachsen“ und habe miterlebt, wie sich die mobile bzw. digitale Kommunikation im Laufe der Zeit verändert und „verbessert“ hat. „Also es ist jetzt so eine Normalität schon“ im Alltag für ihn geworden.

Über die App WhatsApp, die er als leicht zu bedienen bewertet, hat er eine Gruppe mit seinem nahen Freundkreis gebildet. Für ihn sei es einfacher, dass er mit einer Nachricht alle diese



Foto: Olga Meier-Sander / pixelio.de

Freunde auf einmal erreichen kann und nicht jeden Einzelnen z. B. per SMS fragen müsse, ob er *„Interesse hat, heute was zu machen.“* Und *„ein paar antworten immer und*

dann ist gut und wir haben unser „Date“ ausgemacht“. Er sei bzw. die Freunde seien so schneller und fast immer erreichbar. Antworten auf Nachrichten erhalte er eigentlich immer gleich oder sehr schnell und meist von mehreren gleichzeitig, was er als großen Vorteil beurteilt.

Michael meint, dass er täglich ungefähr *„so ... drei, vier Stunden“* das Internet bzw. Handy benutze, *„um zu schreiben, im Internet zu surfen, etc.“*. Gleich morgens, wenn er aufwacht, schaue er das erste Mal auf sein Handy, weil er dieses auch als Wecker benutze: *„...und dann guckt man gleich, ob man schon Nachrichten hat, die man beantworten möchte oder nicht.“* Tagsüber schaue er immer mal wieder auf sein Handy, um zu sehen, ob neue Nachrichten eingegangen sind, weil er damit flexibel bleiben könne.

Wenn er mit seinen Eltern gemeinsam isst, benutze er das Handy nicht und *„dann lege ich es auch ins Wohnzimmer, da bleibt das dann liegen...“* Bei Mahlzeiten im Freundeskreis sei es anders. Manchmal lasse er es in der Tasche liegen und dann schaue er auch nicht weiter darauf. Aber meist liege es unbewusst mit auf dem Tisch: Es ist *„...wie als wenn man eine Gabel in der Hand hält, man hat auch das Handy in der Hand und man guckt mal schnell drauf...“*

Während der Arbeitszeit sei das Handy meistens in der Tasche, da habe er auch gar keine Zeit dafür. *„Natürlich, wenn wir jetzt mal kurz Pause haben oder mal Zeit haben, dann guckt man mal aufs Handy“.* Er lese dann die eingegangenen Nachrichten, beantworte sie aber nicht unbedingt gleich oder nur kurz, je nachdem, ob Zeit dafür bleibe. Das Smartphone

diene für ihn auch als alltäglicher Zeitvertreib, wenn *„nichts los ist“* und *„...dann ist das für mich natürlich eine Ablenkung ...“* und *„...dass ich dann noch ein bisschen entspanne...“*, z. B. wenn er auf eine Freundin warte.

Abends teile er manchmal mit anderen Fotos, die mit dem Smartphone gemacht wurden. Man unterhalte sich dabei (face to face und digital), äußere sich zu den Bildern und mache Witze. Abends, bevor er einschläft, kontrolliere er noch eingegangene Nachrichten und lege das Handy dann zur Seite *„und dann ist gut“.*

„Früher“ habe er sich mit anderen viel öfter *„irgendwelchen Mist“* geschickt. *„Aber es ist nicht mehr so häufig, wie am Anfang, wo das gerade rauskam, wo man sagt cool, ist lustig und das macht Spaß. Es ist wie alles andere, fährt man das erste Mal Auto, ist es schön und irgendwann ist es Gewohnheitssache. ...Das ist dann nicht mehr so aufregend.“*

Er selbst benutze sein Smartphone auch mal während Gesprächen mit anderen, *„...aber man versucht es zu vermeiden, aber es passiert halt immer wieder. Das ist wirklich schon wie ein Teil von einem.“* Als störend empfindet Michael, wenn er in eigenen Ruhezeiten sein Handy auf lautlos stellt und schon nach kurzer Zeit sehe, dass sich etwa fünfzig WhatsApp-Nachrichten angehäuft haben, *„und man ist dann nicht begeistert oder man liest sie gar nicht mehr, man verfolgt sie gar nicht mehr...“.*

Im Auslandsurlaub habe es ihm nichts ausgemacht, mal zwei Wochen auf sein Handy zu verzichten. Da konnte er *„wirklich runterfahren und wirklich entspannen (...). Das kann man nun mal mit Handy wirklich nicht, (...) weil man immer irgendetwas macht, anstatt die Seele baumeln zu lassen.“* Einerseits könne er sich schon vorstellen, auch gänzlich ohne Handy zu leben, was anfangs vielleicht schwierig wäre, aber dann im Laufe der Zeit auch wieder zur Gewohnheit werden würde. Andererseits würde er doch nicht darauf verzichten wollen, weil er sehr Wichtiges, z. B. auch im Notfall, sehr schnell und einfach kommunizieren könne.

Im Durchschnitt 80 Mal täglich

Mit der kostenlosen App „Menthal“ können Smartphonebenutzer ihren eigenen Umgang mit dem Handy messen und sich u. a. bewusst machen, wie viel Zeit sie täglich mit ihrem Telefon verbringen. Diese App wurde für ein interdisziplinäres Forschungsprojekt an der Universität Bonn entwickelt und liefert detaillierte Informationen zum täglichen Mobiltelefonkonsum. Studenten, die an diesem Projekt über einen Zeitraum von sechs Wochen teilnahmen, aktivierten durchschnittlich pro Tag 80 Mal ihr Telefon, d. h. tagsüber alle zwölf Minuten. Es gab Probanden, bei denen fielen diese Zahlen sogar doppelt so hoch aus. Hauptsächlich wurde dabei das Smartphone zur Kommunikation in sozialen Netzwerken oder über WhatsApp genutzt. Ziel der Studie, die noch nicht veröffentlicht ist, ist es, herauszufinden, wann ein Medienkonsum noch „normal“ bzw. ab wann von einem übermäßigen Konsum zu sprechen ist.

<http://www3.uni-bonn.de/pressemitteilungen/009-2014>

JONAS DEITERT, FRANZISKA GROSSER UND HELGA ZEIHNER

Facebook, WhatsApp und Snapchat

Soziale Medien, die wegen ihres besonderen Vernetzungsmusters sehr attraktiv sind, haben weltweit gigantische Mengen von Nutzern. Diese speisen immer erneut persönliche Informationen ein, die die Anbieter ihrerseits akkumulieren und für Werbezwecke verkaufen. Weil sich damit bekanntlich gigantisch reich werden lässt, konkurrieren Anbieter sozialer Netzwerke um das attraktivste Vernetzungsmuster. Das Rennen hat zunächst Facebook gewonnen. Dem beginnt nun in jüngster Zeit WhatsApp den Spitzenplatz streitig zu machen und in allerjüngster Zeit wenden sich immer mehr junge Nutzer Snapchat zu.



Facebook

bietet seit 2004 einen internetbasierten virtuellen Raum, in dem angemeldete Personen beliebig häufig und kostenlos Informationen aus ihrem aktuellen Alltag ablegen. Andere Nutzer, die als „Freunde“ der jeweiligen Person gelistet sind, können zu beliebigen Zeiten diese Informationen lesen und durch ein „Like“ bestätigen oder kommentieren. Und umgekehrt. Es ist üblich, sehr viele Bekannte der eigenen Freundesliste zuzufügen. Anfragen abzulehnen ist möglich. Auf diese Weise entstehen oft höchst umfangreiche Netzwerke. Daneben ist es möglich, „Privatsphären“ zu definieren, die den übrigen „Freunden“ nicht zugänglich sind. Aus der Menge der eingegebenen und von „Freunden“ bestätigten persönlichen Informationen entsteht ein Profil der Person, das von der Person selbst und von den „Freunden“ als Identität der Person wahrgenommen wird. Facebook fungiert somit als ein virtueller Nachbarschaftsraum, in dem alle sich kennen und den man jederzeit betreten kann, um zu erfahren, was die anderen gerade tun oder getan haben, und sich an Gesprächen darüber zu beteiligen. Die Nutzer können sich dort zu beliebiger Zeit „Freunden“ zugesellen, müssen sich also nie ganz allein fühlen.

Seit November 2014 bietet Facebook zudem „Freunde in der Nähe“ an. Beim Eingeben des aktuellen Standorts erscheint ein Ortsplan, auf dem die Standorte aller sich zur Zeit gerade in der Nähe aufhaltenden „Freunde“ markiert sind. So lassen sich kurzfristig Treffen vereinbaren, zu denen die Wege kurz und somit schnell sind. Auf diese Weise werden aus dem ständigen virtuellen Nachbarschaftsraum kleine temporäre materiale Nachbarschaftsräume immer erneut hergestellt.



WhatsApp

ist seit 2009 ein internetbasierter Messenger-Dienst, der ähnlich wie SMS-Dienste funktioniert, mit dem aber nicht nur Nachrichten, sondern auch Bilder, Videos und Sprachnachrichten plattformübergreifend versandt werden können.

Die Nutzer von WhatsApp müssen nicht wie bei Facebook ein eigenes Profil anlegen und sich nicht immer wieder neu einloggen und die Nachrichtenlisten öffnen. Vielmehr kön-

nen Kontakte automatisch, schneller und einfacher aufgebaut werden. WhatsApp erkennt automatisch die Kontakte, die in der Telefonliste des Handys gespeichert sind, und die diesen Dienst ebenfalls nutzen. Diese werden in die App aufgenommen. Wenn Einträge dazu kommen, wird die Telefonliste aktualisiert. Mit nur einem „Klick“ auf den entsprechenden Kontakt in der App kann eine Nachricht versandt werden. Der Empfänger erhält diese Nachricht in „Echtzeit“, kann sie sofort heruntergeladen und auf dem Telefon speichern.

Es besteht die Möglichkeit, einzelne Gruppen zu bilden und Nachrichten an alle Gruppenmitglieder zu senden, was den Vorteil hat, dass alle Mitglieder der Gruppe die Nachrichten gleichzeitig erhalten. Es geschieht allerdings schnell, dass die Grenze des Telefonspeichers erreicht ist und z. B. Bilder ausgesondert werden müssen.

Innerhalb kürzester Zeit wurde WhatsApp zu einer der beliebtesten mobilen Apps, mit der etwa 600 Millionen Nutzer weltweit täglich ca. 50 Milliarden Nachrichten austauschen. Im Gegenzug gingen die Anzahlen verschickter SMS rapide zurück. Anders als SMS nutzt WhatsApp den bereits bestehenden mobilen Internetzugang; Nachrichten können unbegrenzt verschickt werden und verbrauchen kaum Datenvolumen beim Übertragen. Der Download ist immer kostenfrei, die Nutzung nur anfangs, danach fällt eine sehr geringe Gebühr an.

WhatsApp wurde im Februar 2014 von Facebook aufgekauft.



Snapchat

gibt es seit 2011. Die Idee der Entwickler dieser App war, digitale Kommunikation einfacher und effizienter zu machen als bei den bisher beliebten sozialen Medien: „People are living with this massive burden of managing a digital version of themselves. It’s taken all of the fun out of communicating“ (CEO Evan Spiegel).

Es ist eine kostenlose foto- und videobasierte Nachrichten-App für Android und iOS-Handys. Die Wortschöpfung aus „snap“ und „chat“, spiegelt die Nutzungsweise wider: Nutzer können ein Bild oder Video zusätzlich mit einem kurzen Text

oder einer Zeichnung versehen und anschließend als „Snap“ an Freunde versenden. Das Besondere an dieser App: Ab dem Öffnen des Snap können Empfänger diesen nur für wenige Sekunden anschauen, bis dieser sich automatisch selbst löscht. Seit einiger Zeit besteht die Möglichkeit, eine „Snapstory“ aus mehreren aneinandergereihten Snaps zu versenden, die erst nach 24 Stunden automatisch gelöscht wird.

Snapchat spiegelt in extremer Weise die rasche Abfolge an Informationen und Sinnesreizen, deren Geschwindigkeit zu folgen sehr viele Jugendliche an Videospiele eingeübt haben. Weil die eingegebenen Bilder so sehr schnell vom Bildschirm verschwinden, erzeugt Snapchat die Illusion, das Dargestellte sei sogleich wieder vergessen. Tatsächlich besteht aber die

Möglichkeit für empfangende Freunde, „screenshots“ auf dem Handy zu speichern. Und nicht zuletzt speichert das anbietende Unternehmen eine Vielzahl an Daten über jeden Snap und deren Absender.

Vor allem bei Jugendlichen ist Snapchat sehr beliebt. Seit dem Erscheinen 2011 hat diese App sich sehr schnell verbreitet. Allein im Mai 2014 wurden an jedem Tag ca. 700 Millionen Fotos and Videos versandt¹. 2013 wurde bekannt, dass Facebook Snapchat für über 3 Milliarden US-Dollar übernehmen wollte. Die beiden 23- und 26-jährigen Gründer lehnten ab.

¹ <http://www.theverge.com/2014/5/1/5670260/real-talk-the-new-snapchat-makes-texting-fun-again-video-calls>

ELKE GROSSER

Umfrageergebnisse zur Online-Kommunikation

Ein zusammenfassender Bericht

Die Zeit, die täglich im Internet verbracht wird, hat in den letzten Jahren für alle Altersgruppen stark zugenommen, nicht zuletzt durch den Anstieg der mobilen Nutzung durch Smartphone & Co. Im Internet wird vor allem über soziale Netzwerke kommuniziert. Der Trend geht zum „überall und zu jeder Zeit“. Soziale Kommunikation erhält durch diese technische Entwicklung einen Bedeutungswandel im Alltag und insbesondere junge Menschen sind die Vorreiter dieser Entwicklung. Digitale Kommunikation wird als Normalität sozialisiert. Das Handy oder das Smartphone werden von Jugendlichen als subjektiv sehr wichtig angesehen, auf die sie im Alltag nicht mehr verzichten möchten (2013: 89% Internet, 2013 82% Handy) und die sie vor allem mobil für die Kommunikation mit Freunden oder Bekannten einsetzen (JIM-Studie 2013: 13).

Normen und Werte sozialer Kommunikation befinden sich

damit in einem tiefgreifenden Wandel. Gespräche „online“, die durch Parallelkommunikation und eine kommunikative Unruhe gekennzeichnet sind, werden von Vielnutzern des WWW und vor allem von jungen Menschen als genauso selbstverständlich wie das persönliche Gespräch angesehen und entsprechend positiv eingeschätzt.

Für diesen Beitrag wurden vor allem Studien ausgewählt, die das Thema der Online-Kommunikation und deren zeitliche Aspekte tangieren. Aktualität war zusätzlich ein Auswahlkriterium vor dem Hintergrund des schnellen technischen Wandels in der digitalen Kommunikation. Alle Studien sind im Netz frei zugänglich.

Insbesondere die Studie „Gesprächskultur 2.0“ des Instituts für Demoskopie Allensbach gibt darüber Aufschluss, wie Internetkommunikation im Vergleich zur face-to-face-Kommunikation subjektiv eingeschätzt wird.

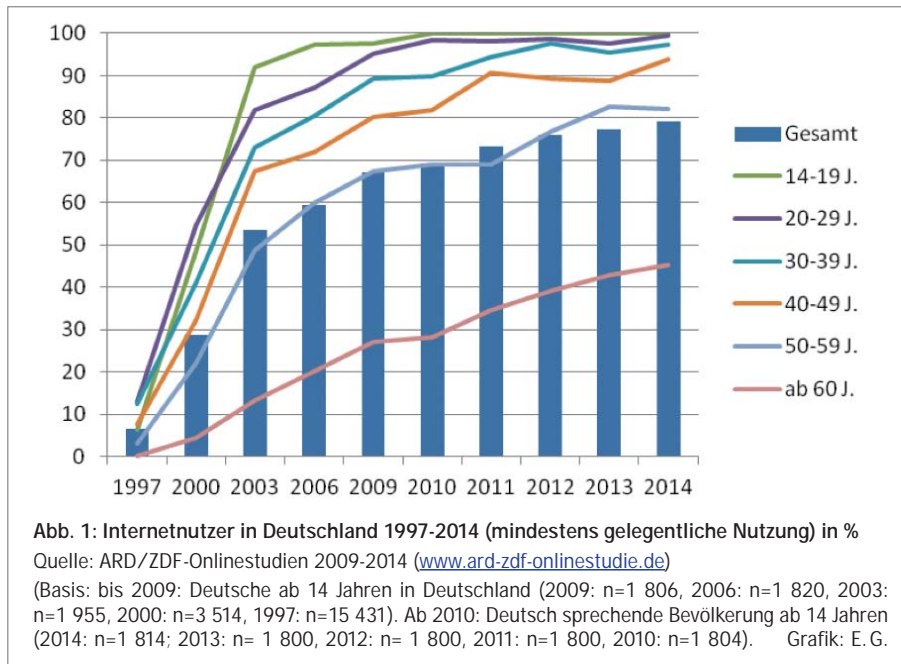
Internetnutzung – „always on“ und „überall“

79% Prozent der Deutschen ab 14 Jahren nutzen das Internet. Der tägliche Internetkonsum ist besonders in den letzten Jahren in allen Altersgruppen stark angestiegen. Durchschnittlich ist jeder Internetnutzer täglich 166 Minuten online (van Eimeren/Frees 2014: 378: 383).

Und auch für die meisten Kinder gehört das Internet längst zum Alltag. Unter den 6-13jährigen nutzen bereits 62% das Internet. Ab 12 Jahren sind fast alle Jugendlichen (2012:

93%) im Netz unterwegs (KIM-Studie 2012: 33). 12-19jährige sind dabei täglich durchschnittlich 179 Minuten online (JIM-Studie 2013: 28). Die 14-29jährigen sind mit 248 Minuten täglich am längsten im Netz unterwegs (van Eimeren/Frees 2014: 383).

Der starke Anstieg des Internetkonsums beruht u. a. auf der zunehmenden Verbreitung und Nutzung mobiler Endgeräte wie Smartphones oder Tablet-PCs. In den letzten zwei Jahren



hat sie sich die Unterwegsnutzung des Internets mehr als verdoppelt. 50 % der Internetnutzer sind auch unterwegs online (2012: 23%). Mit 195 Minuten pro Tag sind mobile Nutzer auch deutlicher länger im Netz als diejenigen, die keine mobilen Geräte benutzen (108 Minuten) (van Eimeren/Frees 2014: 385). Besonders unter Jugendlichen ist das Handy bzw. Smartphone sehr beliebt. Schon jedes 10. Kind besitzt mit 6

Jahren ein eigenes Handy (KIM-Studie 2012: 53), 85 % der 12-16jährigen nutzen ein Smartphone mit Internetzugang (BITKOM 2014). Ab 16 Jahren besitzen 90 % der Jugendlichen ein Smartphone. Für diese Altersgruppe ist das Smartphone auch der wichtigste Zugang zum Internet (vgl. Techniker Krankenkasse 2014).

Hauptmotiv Kommunikation

Viel Zeit im sozialen Netzwerk

Knapp die Hälfte der Nutzungszeit im Internet wird mit kommunikativen Tätigkeiten verbracht. 45 % der Zeit, die 12-19jährige im Internet verbringen, widmen sie der Kommunikation mit anderen. (JIM-Studie 2013: 31). Dabei steht die Nutzung privater sozialer Netzwerke an erster Stelle. 46 % aller Internetnutzer nutzten in 2013 soziale Netzwerke (Busemann, 2013: 391).

Die durchschnittliche Erstanmeldung in einer Community liegt bei 10,4 Jahren. Schon 6-Jährige (1%: 2012) haben ein eigenes Profil in einem sozialen Netzwerk. 35 % der 6-13jährigen und 77 % der 10-13jährigen sind fast täglich in ihrem sozialen Netzwerk unterwegs. (KIM-Studie 2012:41: 57). Unter den 14-19jährigen waren es knapp 90 %, die täglich bzw. mindestens einmal wöchentlich ihr Online-Netzwerk aufsuchten. Nutzer privater sozialer Netzwerke sind dabei überdurchschnittlich häufig auch unterwegs online. 62 % von ihnen geben an, das Internet auch unterwegs zu nutzen (Busemann 2013: 392).

Nicht nur für Jugendliche ist das Smartphone die „Kommunikationsplattform“ schlechthin. Der größte Teil der täglichen Kommunikation findet über das Smartphone statt und es wird

auch am häufigsten unterwegs benutzt (van Eimeren 2013: 388, JIM-Studie 2013: 54). Und Apps sozialer Netzwerke gehören neben Instant Messaging und der E-Mail-Funktion zu den am häufig genutzten Anwendungen auf dem Handy oder Smartphone (Busemann 2013: 393, van Eimeren 2013: 388).

Unter den 12-19jährigen haben 61 % Apps sozialer Netzwerke, darunter 59 % die Facebook-App installiert. Insbesondere die Messenger-App „WhatsApp“ zum Versenden von Textnachrichten, Sprachnachrichten und Fotos verzeichnete in 2013 besonders hohe Downloadzahlen. 70 % der 12-19jährigen haben diese App auf ihrem Handy installiert (JIM-Studie 2013: 53f, vgl. BITKOM 2014).

„In Facebook ist die Masse, und wo die Masse ist, sind auch Freunde.“ (Busemann, Fisch, Frees 2012: 259)

Dabei konzentriert sich die Nutzung für die Kommunikation im Internet vor allem auf ein Netzwerk. Das mit Abstand häufigste genutzte soziale Netzwerk ist Facebook. 89 % hatten 2013 ein persönliches Profil bei Facebook (Busemann, Fisch, Frees, 2012 S. 260., vgl auch BITKOM 2013, vgl. JIM 2013,

KIM). Die Vorteile liegen für dieses Netzwerk vor allem in seinen vielseitigen Funktionen. Diese umfassen alle Lebens- bzw. Alltagsbereiche und sprechen alle Personen- und Altersgruppen an. Auch sozialer Gruppenzwang könnte für die vorrangige Nutzung von Facebook sprechen. Mehrheitlich ist man durch Freunde oder Bekannte auf dieses Netzwerk aufmerksam geworden und „da alle Freunde bereits dort sind“, ist man eben auch bei Facebook. Facebook vermittelt ein Zugehörigkeitsgefühl zur eigenen Peer-Group, mit der man insbesondere als Jugendlicher viel Zeit verbringt (Busemann, Fisch, Frees 2012: 260).

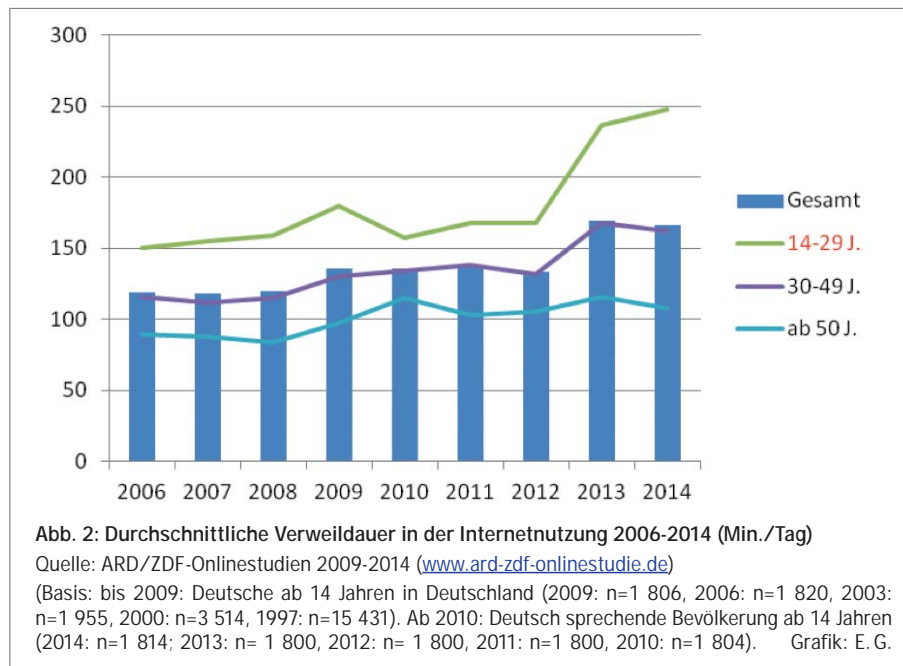
Freunde „treffen“ und sich verabreden

Die Hauptfunktion des sozialen Netzwerkes besteht vor allem in der privaten Kommunikation mit Freunden und Bekannten (Busemann, Fisch, Frees 212: 258, vgl. BITKOM 2013, JIM-Studie 2013). 75 % halten über soziale Netzwerke Kontakt zu Freunden, die man nur selten trifft, 60 % kommunizieren mit Freunden und Bekannten, mit denen man auch sonst viel Zeit im Alltag verbringt und 43 % haben über die Kommunikationsform schon alte Freunde wiedergefunden (Institut für Demoskopie Allensbach 2010: 54).

Es werden vor allem private Themen ausgetauscht; u. a. Verabredungen treffen, mitteilen, was man im Augenblick so macht, wie es einem geht, was man so vor hat und andere alltägliche Dinge (ebd.: 19). Junge Menschen organisieren ihre Freizeit und ihr Privatleben, z. B. reale Treffen mit Hilfe sozialer Netzwerke und nutzen diese zur Zeit-Koordination mit Freunden und Bekannten im Alltag (vgl. JIM-Studie 2012).

Der Tag im sozialen Netzwerk

Die Nutzung der Community folgt ihrem eigenen Tagesablauf: 15 % nutzen ihre Community bereits morgens als Einstieg in den Tag. Morgens werden kurz die Neuigkeiten gecheckt: „Morgens lese ich dann schnell kurz mal, wer etwas gepostet hat, checke die Lage, aber darauf reagiere ich nicht weiter“ (Busemann, Fisch, Frees 2011: 263). Tagsüber dienen soziale Netzwerke eher als „Zeitvertreiber“ oder „Lückenfüller“ zum Beispiel in Bus oder Bahn, in kurzen Pausen und Wartesituationen, um schnell auf dem „aktuellsten Stand“ zu sein. Am Abend wird das soziale Netzwerk am längsten und intensivsten genutzt. Zwei Drittel der Nutzer besuchen zwischen 18.00 und 24.00 Uhr als Tagesausklang ihr Netzwerk, um sich mit Freunden auszutauschen und dabei zu entspannen (vgl. ebd.).



Das Online-Gespräch – Wahrnehmung und Bewertung der digitalen Kommunikation

Online-Kommunikation ist fast so selbstverständlich geworden wie das persönliche Gespräch von Angesicht zu Angesicht. Personen, die das Internet sehr intensiv nutzen und viel Zeit mit Online-Kommunikation verbringen, schätzen diese

insgesamt positiver ein. Insbesondere Jugendliche sehen kaum Unterschiede zwischen persönlichem Gespräch und Internetkommunikation. (vgl. Institut für Demoskopie Allensbach 2010: 27).

Ernste oder tiefgehende Gespräche werden insgesamt allerdings kaum online geführt. Wichtige oder emotionale Dinge werden lieber im persönlichen Gespräch mitgeteilt. Mehrheitlich wird die digitale Kommunikation eher als „oberflächlich“ (64%), weniger „offen“ und „ehrlich“ (70%) eingeschätzt (ebd.: 22).

Als Vorteile der Online-Kommunikation werden vor allem die *Vielzahl von Kontaktmöglichkeiten*, die *Zeitautonomie* und die *Möglichkeit zur Parallelkommunikation* wahrgenommen.

Vielzahl von Kontakten

In sozialen Netzwerken ist es, möglich Kontakte auch in größerer Anzahl herzustellen und zu pflegen. 56% der Internetnutzer schätzen das als positiv ein (ebd.: 23).

Jeder Jugendliche hat in seinem Netzwerk durchschnittlich ca. 290 Kontakte bzw. „Freunde“, mit denen er sich mehr oder weniger regelmäßig gegenseitig austauscht. (JIM-Studie 2013: 39) „Diese Datenmenge zu sichten oder zu verwalten, bedarf dann schon besonderer Managementfähigkeiten. Die Organisation in Gruppen oder das Ausblenden von Kontakten hilft hier zu einer besseren Struktur, erfordert aber auch besondere Fähigkeiten und Muße.“ (ebd.: 2013: 39) Regelmäßig haben Jugendliche nur ca. mit einem Drittel der „Freunde“ im Netzwerkprofil auch im realen Leben Kontakt (ebd.: 40).

Zeitautonomie

Ganz nach Unterhaltungsbedürfnis wird in der Online-Kommunikation entweder eine *synchrone* oder *asynchrone*, d. h. zeitversetzte Kommunikationsform gewählt.

Wenn Jugendliche sich im Internet zeitgleich mit jemandem austauschen möchten, dann finden sie fast zu jeder Zeit entsprechende Kommunikationspartner; das Netz gibt ihnen das Gefühl, nicht allein zu sein (Institut für Demoskopie Allensbach 2010: 48). Kommunikation übers Netz macht Spaß, man kann sich entspannen und die Zeit vergeht wie im Flug. 29% der Jugendlichen finden es als angenehm, dass man sich online nicht direkt sehen kann (ebd.: 13).

Dass Gespräche „online“ eher unverbindlich sind und nicht unbedingt Verpflichtungen nach sich ziehen, sehen 39% der jungen Leute als positiv an (ebd.: 34).

69% sehen es als großen Vorzug der Onlinekommunikation an, dass man frei entscheiden kann, ob und wann man auf eine Nachricht antwortet (ebd.: 23). Allerdings erzeugt diese „Zeitfreiheit“ im Zusammenhang mit der Menge ständiger neuer Nachrichten bei den Nutzern die Erwartung, stets aktuelle Mitteilungen zu erhalten und in Folge eine innere Unruhe

bzw. Ungeduld. Personen, die häufig und intensiv mit anderen über das Internet kommunizieren, insbesondere regelmäßige Nutzer sozialer Netzwerke, zeigen auch im übrigen Leben weniger Geduld. 51% schätzen sich selbst als ungeduldig ein; ihnen dauert Vieles im Alltag oft zu lange. (ebd.: 43).

63% der jugendlichen Handy- bzw. Smartphone-Nutzer lassen sich in „Echtzeit“ über alle „Neuigkeiten“ auf ihrem mobilen Gerät per App informieren, damit sie so schnell wie möglich mitbekommen, wenn etwas in ihrem sozialen Netzwerk passiert (ebd.: 37).

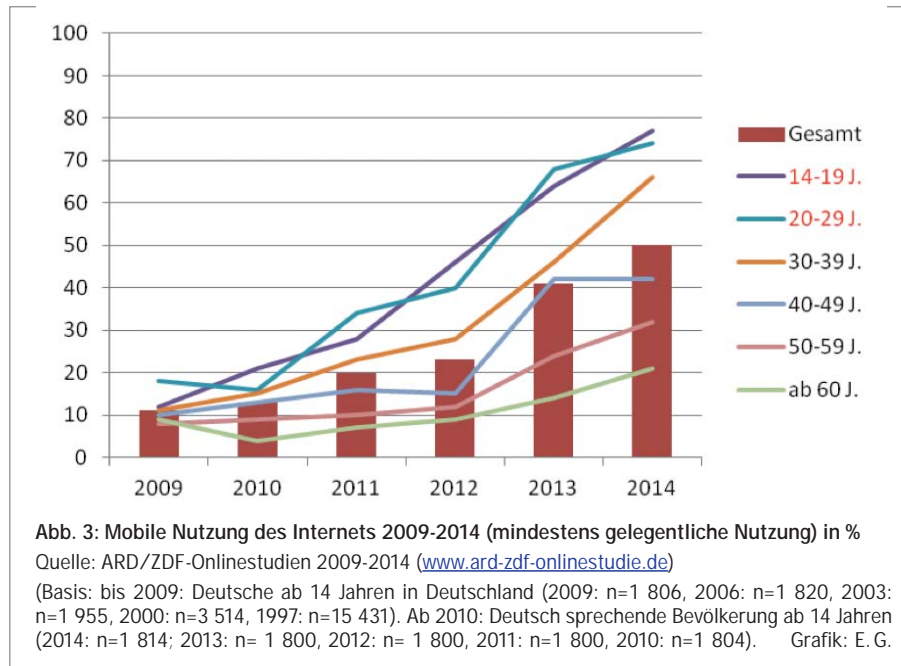
Parallel(Zeit)-Kommunikation

Das „man gut etwas nebenher machen kann“, wenn man im Netz kommuniziert, sehen 70% (82% der 14-17jährigen) der Internetnutzer als weiteren Vorteil an. Wenn man „Gespräche online“ führt, ist nicht unbedingt eine permanente Präsenz oder ungeteilte Aufmerksamkeit zum jeweiligen Kommunikationspartner(n) erforderlich. Die Bindung an die jeweilige Kommunikationssituation ist anders als im persönlichen Gespräch weniger fest und verbindlich (Institut für Demoskopie Allensbach 2010: 43).

Häufig wird neben dem Fernsehen parallel der „Second screen“ benutzt. Gut die Hälfte beschäftigt sich häufig generell mit den Handy oder Smartphone, auch nebenbei beim Fernsehen. Und mit 91% entfallen die meisten Nennungen auf die Kommunikation mit anderen über Whatsapp, Skype oder soziale Netzwerke (JIM-Studie 2013: 25).

Ein weit verbreitetes Phänomen, mit dem bereits 76% der Bevölkerung vertraut sind, ist die Beschäftigung des Gesprächspartners mit dem Handy oder Smartphone nebenher während eines Gespräches. Unter den 30jährigen hat das fast schon jeder erlebt. Diese Altersgruppe beschäftigt sich häufig (19%) oder gelegentlich (37%) auch selbst während einer Unterhaltung mit dem Handy. Fast die Hälfte findet das auch „in Ordnung“; während zwei Drittel der Gesamtbevölkerung das „noch“ als „unhöflich“ empfindet (Institut für Demoskopie Allensbach 2010: 45f).

Insbesondere die junge Generation, die mit der modernen Kommunikationstechnik aufgewachsen ist, hat diese Neigung zur Parallelkommunikation sowie zu kommunikativer Ungeduld und bildet einen spezifischen „digitalen Kommunikationsstil“ heraus (ebd.: 43: 47). „Man fokussiert die Aufmerksamkeit nicht mehr über einen längeren Zeitraum auf einen Kommunikationsstrang, sondern ‚zappt‘ zwischen verschiedenen Beschäftigungen oder Kommunikationspartnern hin und her.“ (ebd.: 43).



Online-Kommunikation und Familie

Der wichtigste Kommunikationsweg im Alltag in fast allen Familien mit Kindern und Jugendlichen ist immer noch das persönliche Gespräch. 86% der Eltern reden täglich mit ihren Kindern (FIM-Studie 2011: 17).

Doch Internet und Handy gehören in den meisten Familien zum festen Bestandteil des täglichen Lebens. Fast alle Haushalte von Familien mit Kindern oder Jugendlichen besitzen einen Internetanschluss und sind mit Handy oder Smartphone voll ausgestattet. (vgl. FIM-Studie 2011; KIM-Studie 2012; JIM-Studie 2013).

Für die Kommunikation innerhalb von Familien spielen diese Medien dagegen kaum eine Rolle.

Selten werden SMS, E-Mail oder Soziale Netzwerke für den alltäglichen Austausch zwischen Eltern und Kindern genutzt. Familienmitglieder kommunizieren über das Internet eher „nach außen“ mit Freunden oder Bekannten (FIM-Studie 2011: 81).

Eltern sind vorrangig der Meinung, dass soziale Netzwerke ein wichtiges Kontaktmedium für ihre Kinder sind. Allerdings schätzt die Hälfte der Eltern ein, dass ihre Kinder zu viel surfen. Unter den Eltern der 16-17jährigen sind ein Fünftel dieser Meinung (Techniker Krankenkasse 2014: 10).

Dennoch wird das Online-Verhalten der Kinder selten kontrolliert oder limitiert. Bei WLAN-Internet-Ausstattung in fast allen Räumen des Haushaltes und zunehmender mobiler Nutzung des Internets durch das Smartphone als einem sehr

persönlichen Gegenstand ist die Kontrolle durch die Eltern sehr eingeschränkt. Nur sechs von zehn Eltern haben mit ihrem Kind ein Zeitlimit vereinbart, wie lange es im Internet unterwegs sein darf (ebd.: 13). Bereits 3% der Kinder im Alter von 6-7 Jahren durften im Jahr 2012 das Internet selbstbestimmt nutzen. Dieser Anteil steigt mit zunehmendem Alter an (KIM-Studie 2012: 34, JIM-Studie 2013:20).

In jeder fünften Familie ist das Kind während des Essens oft durch Smartphone & Co abgelenkt. (Techniker Krankenkasse 2014: 18). Und auch Eltern zeigen sich nicht unbedingt als Vorbild, wenn sie ihren Medienkonsum selbstkritisch einschätzen: „Wenn also auch die Erwachsenen häufig von ihren Geräten abgelenkt sind und das Smartphone beim Essen im Minutentakt vibriert, könnte es schwierig sein, dem Nachwuchs zu vermitteln, dass „always on“ nicht gesund ist.“ (ebd.: 16). Das gilt vor allem für die jüngere Elterngeneration.

Literatur:

BITKOM (Hrsg.) (2013): Soziale Netzwerke 2013. Dritte, erweiterte Studie. Eine repräsentative Untersuchung zur Nutzung sozialer Netzwerke im Internet. http://www.bitkom.org/files/documents/SozialeNetzwerke_2013.pdf. Abruf: 10.09.2014.

BITKOM (Hrsg.) (2014): Pressekonferenz – Studie »Kinder und Jugend 3.0«.

Busemann, Katrin (2013): Wer nutzt was im Social Web? <http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/fileadmin/Onlinestudie/PDF/Busemann.pdf>. Abruf: 29.09.2014.

Busemann, Katrin, Fisch, Martin, Frees, Beate (2012): Dabei sein ist alles – zur Nutzung privater Communitys. http://www.phaydon.de/fileadmin/Bilder/Fachartikel_PDF-Versionen/ZDF-Studie-Community-2011.pdf. Abruf: 29. 09. 2014.

Eimeren, Birgit van (2013): „Always on“ – Smartphone, Tablet & Co. als neue Taktgeber im Netz. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2013. <http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/fileadmin/Onlinestudie/PDF/Eimeren.pdf>. Abruf: 24. 09. 2014.

Eimeren, Birgit van, Frees, Beate (2014): 79 Prozent der Deutschen online – Zuwachs bei mobiler Internetnutzung und Bewegtbild. <http://www.media-perspektiven.de/publikationen/fachzeitschrift/2014/artikel/79-prozent-der-deutschen-online-zuwachs-bei-mobiler-internetnutzung-und-bewegtbild/>. Abruf: 29. 09. 2014.

FIM-Studie (2011): FIM-Studie 2011. Familie, Interaktion & Medien. Untersuchung zur Kommunikation und Mediennutzung in Familien. Hrsg. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. <http://www.mpfs.de/fileadmin/FIM/FIM2011.pdf>. Abruf: 04. 09. 2014.

http://www.bitkom.org/files/documents/BITKOM_PK_Kinder_und_Jugend_3_0.pdf. Abruf: 10. 09. 2014.

Institut für Demoskopie Allensbach (Hrsg.) (2010): Gesprächskultur 2.0: Wie die digitale Welt unser Kommunikationsverhalten verändert. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Studie zur Nutzung und Bewertung von Online-Kommunikation. http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/7490_Gespraechskultur.pdf. Abruf: 05. 09. 2014.

JIM-Studie (2013): JIM-Studie 2013. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12 bis 19-Jähriger in Deutschland. Hrsg. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. <http://www.mpfs.de/fileadmin/JIM-pdf13/JIMStudie2013.pdf>. Abruf: 04. 09. 2014.

KIM-Studie (2012): KIM-Studie 2012. Kinder + Medien. Computer + Internet. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6 bis 13-Jähriger in Deutschland. Hrsg. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. http://www.mpfs.de/fileadmin/KIM-pdf12/KIM_2012.pdf. Abruf: 04. 09. 2014.

Techniker Krankenkasse (2014): Jugend 3.0. Abgetaucht nach Digitalien? Umfrage zur Gesundheit und Mediennutzung von Jugendlichen. <http://www.tk.de/centaurus/servlet/contentblob/657918/Datei/129096/TK-Broschuere-Medienkompetenz.pdf>. Abruf: 25. 09. 2014.

ALEXANDER KLIER

Gleichzeitig und zeitlich versetzt.

Zeitformen sozialer Beziehungen am Beispiel von Facebook

Die Kommunikationsformen in digitalen sozialen Netzwerken haben ihre materiale Basis in den Techniken des Internets. Auf der Ebene des alltäglichen Gebrauchs sind es jedoch sozio-kulturelle Praktiken des Knüpfens und Aufrechterhaltens sozialer Beziehungen. Die Nutzung sozialer Netzwerke ist zutiefst in die jeweilige gesellschaftliche Infrastruktur und in die kulturell übliche Zeitverwendung eingebettet. Das bedeutet, dass sich in den Praktiken des digitalen Netzwerks nicht nur die technisch ermöglichten und geforderten Bedingungen wiederfinden, sondern auch die zeitlichen Praktiken und die Zeit-Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft. Im Zusammenwirken von Technischem und Gesellschaftlich-Kulturellem bilden sich die für digitale Kommunikationen in sozialen Netzen spezifischen Muster und dabei auch deren spezifische Zeitformen heraus.

Die neue Technik legt es nahe, dass sich „für alte und neue Medien differentielle Gebrauchsweisen herausbilden, die einander ergänzen“ (Döring 2003: 435, kursiv im Original). Es sind Unterschiede zwischen digitalen und nicht-digitalen Kommunikationsweisen entstanden, die die sozialen Netzwerke offensichtlich auch ihres Zeitgebrauchs wegen sehr attraktiv machen. Die besonderen Zeitmuster des Gebrauchs digitaler sozialer Medien sollen hier am Beispiel des am meisten verbreiteten sozialen Netzwerks gezeigt werden: am Bei-

spiel von Facebook (2013 gaben 56 % der Internetnutzer an, Facebook aktiv zu nutzen (Bitkom 2013: 3)

Die virtuelle Ausweitung der Kommunikationsräume

Der Aufbau und die Pflege von sozialen Beziehungen laufen über das gegenseitige Kennenlernen, das Mitteilen von Erwartungen und Vorstellungen, von Wissen und Meinungen sowie über andere Interaktionen. Die Pflege solcher Beziehungen geschieht, ob in alten oder in neuen Medien, immer diskontinuierlich mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen, wobei die Beziehung über die Unterbrechungszeiten hinaus weiter bestehen bleibt. Auch trotz sehr langer Pausen können Beziehungen subjektiv als sehr eng erlebt werden.

Einst bedeuteten weite Entfernungen automatisch lange Pausen zwischen den Begegnungen. In unserer modernen Gesellschaft ist es durch die zunehmende soziale und räumliche Mobilität inzwischen normal, wenn der Raum, in dem die Partner einer Beziehung kommunizieren, enorm weit ist. Der Beziehungsradius umspannt im Extremfall den gesamten Globus. Während es meist sehr weite Wege und somit Zeit und Geld erfordern würde, face-to-face-Kontakte zu pflegen, sind virtuelle Räume heute über mobile Telefonie und über das Internet von jedem Ort aus sehr rasch zugänglich. Hier können

sich Kommunikationspartner zwar nicht physisch, aber doch über Schrift, Ton und Foto/Film trotz großer Entfernungen ohne Zeitverzug oder nach Wunsch auch zeitversetzt treffen. Darauf dürfte u. a. der Erfolg von Facebook beruhen. Facebook ermöglicht es, mit den Menschen, die man kennt, auf eine sehr niederschwellige Art in Kontakt zu bleiben, auch wenn sie räumlich weit entfernt sind und ganz andere zeitliche Alltagsabläufe haben.

Diese Kontakte entstehen und verbleiben in der Regel sehr selten ganz auf der virtuellen Ebene. Soziale Netzwerke wie Facebook dienen gewöhnlich der Initiierung und/oder der Fortführung von Beziehungen, mit denen man auch in der analogen Welt zu tun hat oder haben könnte. Facebook bietet insofern den Raum für eine „miteinander geteilte Gegenwart“, wo man sich für das reale Leben verabredet und später wieder darüber austauscht, was man erlebt und wie man es empfunden hat. Es ist auch ein Raum, in dem man Freunde seiner Freunde kennenlernt. Gerade weil sich das so verhält, sind die sozialen Netzwerke ein bedeutender Ort der persönlichen sozialen Beziehungen vieler Menschen geworden. Wegen dieses virtuellen Austauschs lässt sich von der Erweiterung gemeinsamer Zeiten oder auch von erweiterter gemeinsamer Gegenwart dank sozialer Netzwerke sprechen.

Geteilte Gegenwart, zeitlich versetzt

Die Entkoppelung der Kommunikation von physischer Anwesenheit am selben Ort wird oft mit Gleichzeitigkeit assoziiert. Das trifft auf das Telefonieren zu, nicht aber unbedingt auf die Kommunikation in sozialen Netzen, weil hier die Kommunikation keiner Gleichzeitigkeit bedarf. Ob man gerade arbeitet, im Sportverein aktiv ist, ob ein Partner gerade verreist ist oder schläft, spielt auf Facebook keine Rolle. Facebook ermöglicht den Kommunikationspartnern, trotz zeitlich voneinander unabhängiger Alltagsabläufe zu kommunizieren; denn den virtuellen Raum des Netzwerks kann jeder zu einer ihm persönlich angenehmen Zeit betreten.

Mehr als im realen Gespräch in Gruppen entscheidet im asynchron genutzten virtuellen Raum der Empfänger mit, welche Informationen oder Inhalte für ihn relevant sind oder nicht. Denn er oder sie kann die Nachrichten zu der Zeit einholen, zu der sie ihm oder ihr gerade relevant erscheinen. Es ist auch möglich, Nachrichten zu ignorieren. Die tatsächliche Verfügung richtet sich also nach den Interessen und Bedürfnissen des Empfängers zum jeweiligen Zeitpunkt der Rezeption.

Aktiv aus den gerade angebotenen Informationen auszuwählen, muss allerdings erst gelernt werden. Wer keine Prioritäten beim Lesen setzt oder wem alles interessant wird, kann viel Zeit brauchen und so unter Zeitdruck kommen. Nutzer können dann in der Informationsmenge des sozialen Netzwerks förmlich ertrinken.

Geteilte Gegenwart: Mitmachen und Dabeisein

Technisch und sozio-kulturell neu ist, dass soziale Netzwerke wie Facebook nicht allein von Kommunikation und Informationsaustausch leben wie das Telefonieren oder das Schreiben von Briefen, sondern darüber hinaus vom Mitmachen und Dabeisein. „Was machst Du gerade?“ lautet die Standardfrage bei Facebook. Seinen aktuellen Status mitzuteilen, ist eine zentrale Nutzungsweise dieser sozialen Netzwerke. Es ist eine einfache Möglichkeiten, selbst aktiv mitzumachen.

Ihre große Beliebtheit erlangen die sozialen Netzwerke vor allem durch die Möglichkeiten des Mitmachens und der Teilhabe. Das Interaktive des sozialen Netzwerks wird hergestellt, indem die Benutzer nicht nur konsumieren, sondern von sich aus und ohne große technische Vorkenntnisse Inhalte bereitstellen oder zu bereitgestellten Medien und Kommentaren ihrerseits Stellung beziehen (sollen). Aktuelles aus dem eigenen Leben wie Befindlichkeit, Fotos, Lieblingsmusik, Konsumvorlieben und auch gesellschaftsbezogene und politische Meinungen werden der Gemeinschaft eingetragener „Freunde“, in der man sich befindet, zur Verfügung gestellt. Facebook und ähnliche soziale Medien ermöglichen es auf diese Weise, einzelne oder viele andere zugleich am eigenen Leben teilhaben zu lassen. „Die Möglichkeit, die eigene Attraktivität und Anerkennung durch die anderen zu testen, machen das Internet für Jugendliche besonders attraktiv.“ (Grgic und Holzmayr 2012: 21). Das gemeinsame Teilen dessen, was jemanden als Person ausmacht, ist eine zentrale Komponente sozialer Netzwerke. Nicht umsonst ist der „Gefällt mir“-Button bei Facebook ein äußerst beliebtes Tool.

Der Autor hat an anderer Stelle soziale Netzwerke und deren Zeitmuster umfassender dargestellt: „Zeit für soziale Netzwerke“. In: merz. Zeitschrift für Medienpädagogik. 2014, 2, S.46-53. Im vorliegenden Beitrag greift er einiges dort Gesagte auf.

Literatur:

BITKOM (Hrsg.) (2013): Soziale Netzwerke 2013. Dritte, erweiterte Studie. Eine repräsentative Untersuchung zur Nutzung sozialer Netzwerke im Internet. Verfügbar unter: http://www.bitkom.org/files/documents/SozialeNetzwerke_2013.pdf, 29.11.2013

Döring, N. (2003): Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen, Gruppen. Göttingen.

Grgic, M. und Holzmayr, M. (2012): Zwischen Fußball und Facebook. Jugendliche sind vielseitig interessiert. Über die Aktivitäten der Generation 2.0. In: DJI Impulse 3/2012, S.18-21. Verfügbar unter: http://www.intern.dji.de/bulletin/d_bull_d/bull99_d/DJIB_99.pdf, 06.01.2014

*Dr. Alexander Klier,
Autor, Zeitberater und Coach, München*

JONAS DEITERT

Facebook als Ort permanenter Identitätsarbeit Jugendlicher

Die Weisen, wie Jugendliche in der Postmoderne digitale Medien für ihre sozialen Beziehungen einsetzen, haben Konsequenzen für die individuellen Akteure selbst und für die Gesellschaft insgesamt. Facebook und andere soziale Netzwerke konstituieren eine neue Arena für die Identitätskonstruktion junger Leute. Ihre Identitäten wechseln zwischen Offline- und Onlinewelt, sie sind zunehmend fragmentiert, fluid und schwerlich greifbar.

Facebook ermöglicht seinen Nutzern auf mehreren leicht begehbaren Wegen, ihre Identität zu konstruieren: durch Gelegenheiten zum Chatten, zum Hinzufügen von Informationen zum eigenen Profil, durch Aktualisieren des Status, Hochladen von Bildern und Videos und Likes oder Kommentaren. Nutzer können ihre Gedanken, Meinungen, Gefühle, Gemütszustände und ästhetischen Vorstellungen durch all diese Kommunikationsmittel ausdrücken. Sie werden dann von einer vom Nutzer selbst ausgewählten Gruppe anderer Nutzer, seinen jeweiligen Facebook-Freunden, bewertet.

Da Schulkinder viele der anderen Schulkinder am Ort der Schule nur sehen, aber kaum miteinander sprechen, kann Facebook ein Weg sein, sich zu treffen und kennenzulernen. Um über andere mehr zu erfahren, ist Facebook ein wichtiges Mittel. Das Facebook-Profil vermittelt anderen einen ersten Eindruck über die Person.

Prozesse der kommunikativen Identitätsarbeit

Damit eine einzelne Handlung auf Facebook einen Aspekt der individuellen Identität einer Person konstituiert, muss dieser auch von anderen als ein solcher anerkannt und somit „legitimiert“ werden. Ein Aspekt der zum Beispiel durch ein Foto oder eine Status-Aktualisierung „vorgeschlagen“ wird, muss durch die anderen wahrgenommen und bestätigt werden. Falls nicht, bleibt er bedeutungslos. Diese Legitimation durch andere kann online, offline oder auf beiden Wegen stattfinden. In mancher Hinsicht muss ein Identitätsaspekt ebenfalls in Offline-Interaktionen legitimiert werden, um in die Identitätserzählung der Person integriert zu werden.

Überträgt man Erving Goffmanns Theorie des *impression managements* auf die Weisen der Facebook-Nutzung, um die Prozesse der Identitätskonstruktionen zu untersuchen, ergibt sich folgendes Muster: Der Nutzer versucht ständig, sich seinen Facebook-Freunden auf den verschiedenen von diesem Medium bereitgestellten Interaktionswegen verständlich zu machen. Die Kommunikationskanäle ermöglichen es ihm,

auf einfache Art und Weise Aspekte seiner eigenen Identität auszudrücken. Personen seiner Freundes-Liste nehmen diese dann wahr und erkennen sie durch ihr „Like“ vielleicht als Identitätsmerkmal an.

Kontinuität und Reflexivität der identitätsstiftenden Erzählung, dem „Narrativ“ (Giddens 1991), lassen sich an den Eigenschaften des darin aufscheinenden Profils eines Facebook-Nutzers, also an dessen Status, Updates, Fotos, Videos, Profilinformationen, Nachrichten und Aufhalten an unterschiedlichen Orten, ablesen. Alle diese Handlungen zusammen formen einen fortlaufenden narrativen Text eines Nutzers und dessen Facebook-Freunden. Aus dem Profil einer Person entsteht somit ein halb-öffentliches Tagebuch seines Lebenslaufs. Ob öffentlich sichtbar für alle Facebook-Nutzer oder nur für die eigenen Facebook-Freunde, hängt von der entsprechenden Privatsphären-Einstellung ab. Die Einfachheit und die Geschwindigkeit, mit der sich so Identität formen und verändern lässt, sind charakteristisch für Facebook. Dieses soziale Medium bietet somit einen Rahmen für eine Identitätsarbeit, die in interaktiven sozialen Prozessen geschieht, wobei Identität immer erneut bestimmt wird. Facebook ermöglicht auf diese Weise den Nutzern, ihre Identität als sich wandelnd, als „fluid“ darzustellen und auch selbst wahrzunehmen (vgl. Boyd 2008: 131).

Jede neue Aktivität wird von Freunden wahrgenommen und als Identitätsaspekt anerkannt oder auch nicht. Lädt ein Nutzer zum Beispiel ein Profilfoto mit einem neuen Kleidungsstil hoch, erscheint dieses Foto für seine Freunde, sobald sie Facebook öffnen und auf ihrem Newsfeed die neuesten Einträge durchschauen. Sie können dann den neuen Look online oder offline kommentieren und beurteilen. Akzeptieren sie die Veränderung, wird die Identität dieser Person um diesen Aspekt ergänzt. Es könnte jedoch auch sein, dass niemand auf das Foto reagiert und die Person das neue Kleidungsstück auch nicht in der Schule oder anderswo trägt. Dann wird diese Veränderung nicht in das Identitäts-Narrativ integriert. Durch Abwarten auf Reaktionen anderer, online oder offline, kann Facebook also genutzt werden, um die Akzeptanz neuer Aspekte der eigenen Identität auszuprobieren.

Der Einzelne muss dazu die Fähigkeit besitzen, eine Zielgruppe so zu erreichen, dass diese den neu vorgeschlagenen Identitätsaspekt auch wirklich anerkennt. Diese Identitätsarbeit lässt sich, mit Goffman, als eine Art „Performanz“ vor einem ausgewählten „Publikum“ definieren, die an Individuen

entsprechende Rollenerwartungen richtet. Zu diskutieren wäre, ob eine bewusste Selbstdarstellung für ein ausgewähltes „Publikum“ ein tieferes Selbstverständnis für die eigene Person verhindert. Andererseits könnte das auch als ein Gewinn an Selbstbewusstsein gedeutet werden, der durch ihre aktive Beteiligung am Erschaffen und Weiterführen seiner Identität entsteht.

Offline- und Online-Interaktionen können kombiniert werden, um ein bedeutungsvolles und integratives Narrativ über das Selbst zu bilden. Eine Online-Interaktion ist oft in gewissem Maße automatisch mit einer Handlung offline verknüpft, wie zum Beispiel ein hochgeladenes Foto von der Shopping-Tour mit Freunden, einem Update aus dem Surfurlaub oder das Ändern des Beziehungsstatus. In diesen Fällen wird die Offline-Handlung bewusst online mitgeteilt. Der Zusammenhang zwischen Online- und Offline-Identität wird mit reflexiven Verknüpfungen zwischen beiden Seiten konstruiert. Solche zwischen digitaler und nicht-digitaler Welt dialektisch verlaufenden Interaktionssequenzen tragen zur Identitätskonstruktion bei, indem sie ihr ständig neue Aspekte hinzufügen oder andere nichtig machen. Besteht eine Diskrepanz zwischen der Darstellung einer Person auf Facebook und der Darstellung offline, kann dies je nach Ausprägung zu einem Identitätskonflikt führen.

Selbstbestimmung in der Identitätsarbeit

Soziale Medien konstituieren aus zwei Gründen eine populäre Arena für Jugendliche. Zum einen haben jugendliche Nutzer das Bedürfnis, sich auf unterschiedliche Weise auszudrücken. Dazu dienen Online-Interaktionen und das Herstellen eines eigenen Profils. Der Wunsch, eine digitale Darstellung des eigenen Selbst zu erstellen und aufrecht zu erhalten und dies mit einem hohen Maß an Entscheidungs- und Handlungsfreiheit zu tun, trägt erheblich dazu bei, dass soziale Netzwerke wie Facebook bei Jugendlichen so beliebt sind. Zum anderen ermöglichen sie den Jugendlichen, sich der Überwachung durch erwachsene Personen wie auch durch institutionelle Strukturen zu entziehen, die in der nicht-digitalen Welt heute ihr Leben sehr durchgreifend beherrscht (Livingstone und Brake 2010: 75-83).

Es gibt allerdings auch Faktoren, die die Handlungsmächtigkeit (agency) Jugendlicher in den sozialen Netzwerken beschränken. Erstens ist diese von den digitalen Kompetenzen des jeweiligen Nutzers abhängig. Zweitens formt die (von Erwachsenen erstellte) Struktur des sozialen Mediums die Kanäle, über die kommuniziert werden kann, und lässt keine

eigenständige Kreation von neuen Ausdrucksmöglichkeiten zu. Drittens schließlich wird die Freiheit der Jugendlichen auch durch die mittelbare und unmittelbare Präsenz von Erwachsenen auf Facebook eingeschränkt, indem diese entweder eigene Profile besitzen oder das Profil der Kinder überwachen. Forschung in den USA zeigte, dass dort 91% der Eltern mit ihren Kindern auf Facebook befreundet sind. Dadurch können Eltern, sofern dies die Privatsphäreinstellungen ihrer Kinder zulassen, deren Profilaktivitäten verfolgen und diese sogar kommentieren. Den Eltern nicht zugänglich sind jedoch private Nachrichten, Chats und Posts ihrer Kinder auf Profilen anderer Personen, mit denen die Eltern nicht verbunden sind. Trotzdem können Eltern, falls sie selbst die nötigen digitalen Kompetenzen haben, einen großen Teil des Onlineverhaltens ihrer Kinder verfolgen.

Die digitalen Kompetenzen junger Leute sind Anlass für Debatten über verbreitete Ängste vor dem Zugang der Kinder und Jugendlichen zu Medien. Buckingham (2011: 43) betont, dass solche Befürchtungen davon bestimmt seien, ob Kinder und Jugendliche als passive Empfänger von medial vermittelten Nachrichten, leicht verwundbar und verführbar durch Form und Inhalte von Medien eingeschätzt werden oder aber als wissend und kompetent Entscheidende, die fähig sind, ihren Umgang mit Medien selbst zu kontrollieren und zu reflektieren. Buckingham verweist auf einen Umschwung im Bild des Kindes: Junge Leute werden zunehmend als medienkundig und kompetente „digital natives“ gesehen.

Boyd, D. (2008): Why Youth (Heart) Social Network Sites: The Role of Networked Publics in Teenage Social Life. In: Youth, Identity, and Digital Media: 119-142.

Buckingham, D. (2008): Introducing Identity. In: Youth, Identity and Digital Media.

Giddens, A. (1991): Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge.

Goffman, E. (1959): The Presentation of Self in Everyday Life. London.

Livingstone, S. and Brake, D. (2010): On the Rapid Rise of Social Networking Sites: New Findings and Policy Implications. In: Children & Society, 24.

Der Artikel basiert auf der MA-Arbeit des Autors (Institute of Education of the University of London, 2012): Identity and Agency on Facebook. How Children's Agency becomes apparent in their identity constructions on a social network site. Der Autor arbeitet im Child Rights International Network (CRIN), London.

www.crin.org

VERA KING

Medialisierung und Beschleunigung.

Veränderte Zeithorizonte und Zeitpraktiken in den sozialen Beziehungen Heranwachsender

Die Bedingungen des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen unterliegen in den letzten Jahren erheblichen Veränderungen. Dazu tragen zwei Faktoren bei, die zugleich eng miteinander verwoben sind: einmal die *Medialisierung* des Alltags, zum anderen temporale Veränderungen, die als *Beschleunigung*, als Verdichtung oder auch als Tendenzen zur Desynchronisierung von Alltags- und Lebensverlaufsmustern gefasst wurden und die sich auch auf Zeitverhältnisse in Familien auswirken.

Unter *Medialisierung* werden vor allem medial und technisch bedingte Wandlungen der Kommunikationsweisen und der Lebensführung verstanden. Im Zentrum stehen dabei die große Bedeutung der digitalen Medien und die sich stetig verändernden Nutzungsformen, in den letzten Jahren insbesondere die Bedeutung der mobilen digitalen Endgeräte (i. B. Smartphones) als Medium der Kommunikation und Information, der Unterhaltung und Beziehungsgestaltung. Mit diesen Formen der Internetnutzung haben sich zugleich die Bedeutungen von Zeit und Raum verändert: Zum einen steigt die Nutzungsdauer rapide an; zum anderen treten leibliche und kommunikative Präsenz vielfach und zunehmend auseinander. Das heißt: die Kommunikation mit räumlich oder „leiblich“ Abwesenden hat an Bedeutung gewonnen; während gleichzeitig die (leibliche) Kopräsenz ein nur geringer Garant für kommunikative Zuwendung ist.

Beschleunigung wurde ab den 90er Jahren durch die ökonomischen, technischen und politischen Veränderungen der Globalisierung deutlich gesteigert. Seitdem ließ sich eine noch rasantere Zunahme von Prozess-, Kommunikations- und Informationsgeschwindigkeit und eine enorme „Komprimierung der Ereignisdichte und Wissensdaten“ (Böhme 2009: S. 70) verzeichnen. Omnipräsenz, sich rasch ändernde Medien haben wiederum Folgen für soziale Beziehungen und Kommunikation, für Praktiken der alltäglichen Lebensführung, der Arbeitsabläufe in Schulen oder außerschulischen Kontexten.

Obleich sowohl die veränderte mediale Gestaltung und Durchdringung des Alltags und der Lebensführung als auch die temporalen Veränderungen erhebliche, sich teils überlagernde oder verstärkende Effekte haben hinsichtlich der Arten des Umgangs mit sich und mit sozialen Beziehungen, werden die Implikationen häufig eher auf einzelne Aspekte bezogen erörtert. Im Folgenden sollen hingegen Facetten temporal und medial veränderter Lebensführung gerade mit Blick auf

einige Wechselwirkungen, Relationierungen oder auch Relevanzverschiebungen *zwischen* verschiedenen Bereichen des Sozialen skizziert werden. Es handelt sich dabei um eine heuristische Annäherung an teils offenkundige, teils jedoch auch implizit wirksame, schleichende oder unintendierte Veränderungen des Gesamtgefüges der Lebensführung, deren sozialisatorische Effekte noch einer präziseren und weiter ausdifferenzierten Untersuchung harren. Auch deshalb, weil einige Wandlungen noch relativ neu sind.

Widersprüchliche Zeiten des Aufwachsens

Aus Verdichtung und Beschleunigung in Arbeitsabläufen, im Bildungssystem und Alltag der Familien ergeben sich widersprüchliche Auswirkungen auf Heranwachsende, auf Generationenverhältnisse und Fürsorgebeziehungen (King/Gerisch 2009). Entwicklungsprozesse und Großwerden in Kindheit und Jugend brauchen ihre Zeit – zugleich sollen Selbständigkeit und Bildung in vielen Bereichen *früher* beginnen und Lernen *schneller* zu Abschlüssen führen. Fürsorge für Kinder und Jugendliche benötigt ihre Zeit – zugleich wird die Zeit für „Care“ in Kontexten entgrenzter Arbeitsbedingungen und flexibel zu organisierenden Familienlebens oftmals als knappe, *umkämpfte* Ressource erlebt (Jurczyk/Szmendyrski 2012). Und das, was längere Zeit beansprucht, wird vielfach *unterbrochen, fragmentiert* oder konterkariert durch die Logik der Dringlichkeiten – durch das, was noch „vorher rasch“ erledigt werden muss.

Bedingungen des Aufwachsens wandeln sich, wenn Langfristigkeit abnimmt und kulturelle Praktiken oder Wissensbestände schneller verworfen werden. Lebensplanung wird noch unwägbarer. Heranwachsende werden dadurch stärker sozialisiert in Richtung einer Lebensführung, die die Einhaltung der Erfolgsbedingungen im Sinne des *gegenwärtig* Gebotenen und des gleichzeitigen flexiblen *Offenhaltens* von unwägbaren Zukunftsoptionen fokussiert (King 2011; 2014).

Die auf körperliche und emotionale Bedürftigkeit ausgerichteten, familialen Fürsorgebeziehungen unterliegen indes einer eigenen Zeitlogik und lassen sich nicht unbeschadet flexibilisieren oder beschleunigen. Die Entwicklung von Selbstvertrauen, Beziehungsfähigkeit und Autonomie in Kindheit und Adoleszenz beruht auf der Erfahrung von Fürsorge, Anerkennung und Verlässlichkeit. Fürsorge ist in vielen Hinsichten mit Sich-Zeitnehmen verbunden: für Beisammensein, Gespräch, emotionalen Austausch. Die Zeitlogik der familialen Fürsorge-

beziehungen steht insofern in einem Spannungsverhältnis zur systemischen Logik des dynamischen gesellschaftlichen Wachstums, das Schnelligkeit, Flexibilität und Mobilität verlangt. Die damit verbundenen Widersprüche erscheinen umso gravierender, als zugleich Ansprüche an Familien gestiegen sind.

Folgen in Familien

Überforderungen und das Ringen um Effizienz

Eine Auswirkung ist der von vielen empfundene *Stress: Leistungs- und Zeitstress*, der sich auf Familien, Eltern-Kind-Beziehungen und Bedingungen des Aufwachsens auswirkt und in Verbindung mit erhöhten Ansprüchen zu *Überforderung* und Erschöpfung führen kann. Folgen beruflicher Belastungen oder der Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Arbeits-, Familien- und anderen Zeiten sind aber auch Schuldgefühle, Sorgen und ständiges Defiziterleben. Die stärksten Belastungen zeigen sich bei alleinerziehenden berufstätigen Müttern.

Eine Strategie im Umgang mit hohen Ansprüchen und Zeitstress stellen Versuche der Effizienzsteigerung auch im Kontext der Familie dar. In der Soziologie werden solche Effekte „spill-over-Effekte“ genannt. Aus dem Beruf werden in die Familie Tendenzen mitgebracht, alles möglichst effektiv und ökonomisch durchzuplanen. Damit der Alltag funktionieren solle, wird zu Hause instrumentell und straff zu organisieren versucht. Kinder widersetzen sich allerdings oft den Versuchen, den Alltag effizient durchzuplanen.

Priorisierung des Dringlichen

Zeitdruck hat auch zur Folge, dass das „eigentlich“ als wichtig Erachtete oft dem Dringlichen Platz machen muss. Weniger Zeit bleibt dann für das, was zwar als wertvoll erachtet wird, aber keine *unmittelbar* deutlichen Verluste nach sich zieht, wenn es vernachlässigt wird – insbesondere Zeit für soziale Beziehungen. Stets aufs Neue rückt diese gleichsam nach hinten in der „Warteschlange“: Wenn das momentan Dringliche erledigt oder das Leben effizienter gestaltet sei, werde sich alles ändern, so die unbestimmte Zukunftsvision mancher Männer und Frauen. Dann werde auch endlich mehr Zeit für Familie und Kind sein.

Entgrenzungen und subjektive Relevanzverschiebungen

Bedrängnisse resultieren dabei auch aus erhöhten Ansprüchen, aus Zeitdruck und geringer Abgrenzungsmöglichkeit gegenüber beruflichen Belangen, die in den Familienalltag eingreifen. Auch hierbei spielen die medialen technischen Voraussetzungen eine große Rolle: die potentiell stete Erreichbarkeit im privaten Raum. Zwar erfahren die damit verbundenen Belastungen inzwischen auch organisationspo-

litisch größere Aufmerksamkeit. Zugleich aber persistiert für viele Berufstätige das Problem, dass sich in der Folge einer (von außen oder auch subjektiv) als unvermeidlich erachteten Erreichbarkeit im Privaten nicht nur Zeitorientierungen, sondern auch Aufmerksamkeit und Relevanzen unmerklich oder unintendiert zu verschieben neigen.

Eine weitere Möglichkeit liegt darin, das schwer Vermeidbare – weniger Zeit für Beziehungen – anders zu bewerten oder andere Aspekte auch in der subjektiven Wertschätzung zunehmend in den Vordergrund zu rücken. So wird Unabgegrenztheit im Verhältnis zu beruflichen Anforderungen, die Entgrenzung von Arbeit und Privatheit, auch keineswegs durchgängig nur als Belastung erlebt, sondern kann auch als eine Art Verführung zur *eigenen Omnipräsenz* beinhalten. Das Gefühl, immer erreichbar sein zu müssen oder zu wollen, kann sich verbinden mit der Vorstellung eigener Bedeutsamkeit oder Unersetzbarkeit, mit dem Wunsch nach Selbstüberhöhung.

Die durch Omnipräsenz der Medien unterstützten Relevanzverschiebungen sind, so deutet sich hier an, nicht allein direktes Resultat sozialer oder ökonomischer *Zwänge*. Gesellschaftlicher Druck oder berufliche Anforderungen können auch spezifische individuelle *psychosoziale und psychische Dispositionen und Motivlagen* verstärken oder an diesen gleichsam andocken.

Veränderte Aufmerksamkeiten und Relevanzen – Entwicklungen bei Heranwachsenden

Entgrenzungen der medialen Konsumtion betreffen nicht nur die elterliche Praxis, sondern auch die der Heranwachsenden selbst. In den Befragungen der JIM-Studie schätzten Kinder und Jugendliche die Dauer ihrer Mediennutzung von Jahr zu Jahr länger ein: im Jahr 2013 gaben sie an, an einem durchschnittlichen Werktag 179 Minuten online zu sein. Das waren 48 Minuten mehr als im Vorjahr (JIM-Studie 2013: 7). Wie eingangs erwähnt, spielt die Verbreitung der Smartphones eine wichtige Rolle, da sie, „bezüglich der Möglichkeiten ins Internet zu gehen, weit mehr bieten als herkömmliche Handys. Es ist zu vermuten, dass neben dem steigenden Umfang in der Nutzung der unterschiedlichen Optionen im Internet ... auch die ständige, durchaus gewünschte Erreichbarkeit die (subjektiv empfundene) Nutzungszeit steigen lässt“ (ebd.: 7). Daraus ergibt sich die Frage nach Folgen gestiegener Nutzungszeit und Erreichbarkeit für emotionale, kognitive und psychische Entwicklungen.

Wie verändern sich aus dieser Sicht Kindheit oder Jugend? Auch dazu nur einige skizzenhafte Überlegungen. So finden sich Thesen oder mögliche Indikatoren einer *Verkürzung der Kindheit*. Diese könnte resultieren aus institutionellen Veränderungen, etwa der zeitlichen Raffung von vorgesehenen Lern- und Bildungszeiten in Schule und anderen Kontexten.

Sie könnte weiterhin induziert sein durch intensiveren Medienkonsum der Kinder, der früh mit jugendtypischen Konsum- und Peer-Normen einhergeht. Nach Guignard (2011: 75) erlaubt die medial vermittelte Weltaneignung einen schnellen, tendenziell „oberflächlicheren“ Zugriff auf Wissen, wodurch sich mentale Verarbeitungsformen verändern. Zugleich übernahmen auch jüngere Kinder, ausgelöst durch medial vermittelte Peer-Normen, „die Haltung ... von pubertierenden Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen“ (ebd.: 76), so dass Kindheit früher beendet sei.

Eine weitere Frage wäre, ob und in welchem Maße der in der Kindheit ausgeprägtere Konformitätsdrang durch die spezifische Verknüpfung von omnipräsentem Peer- und Medienbezug in die Jugendphase hinein *verlängert* wird. Und damit auch die (im Sinne von Kohlberg) „konventionelleren“ moralischen Orientierungen der Kindheit, die sich in höherem Maße durch eine Anpassung an Normen der Bezugsgruppe kennzeichnen lassen: In Peer-Kontexten werden Ordnungen des Medienkonsums hergestellt und aufrechterhalten; diese umfassen sowohl die geforderten technischen Standards und Nutzungskompetenzen, den (z. B. geschlechtstypischen) Habitus im Umgang mit Technik und Konsum, die Arten und Quantitäten der Beschäftigung mit bestimmten Medien, die Auswahl an Spielen, Filmen, Internet-Netzwerken usw. Ein Umgang mit Medien, der von der jeweiligen „medialen Ordnung“ der Peers abweicht, bedarf eines höheren Maßes an Autonomie. Diese Autonomie müsste erworben werden. Günter (2013) nimmt an, dass die suggestive Kraft des Visuellen und der schnellen Bilder das mediale Erleben der Verbundenheit mit anderen emotional verstärken kann. Sich davon abzugrenzen ist schwer. Wenn Jugendliche sich im Verlauf der Adoleszenz lange und intensiv an den medial vermittelten Gruppenstandards ausrichten, kann dadurch Konformität verstärkt und Selbststeuerung erschwert werden.

Bezogen auf die Ablösung von den Eltern betont wiederum der 14. Kinder- u. Jugendbericht, dass neue Medien auch neue Formen der Abgrenzung hervorbrächten: Kinder und Jugendliche können gleichzeitig im Hause sein als auch „weit weg“ vom Zugriff der Eltern, ... weitgehende Abgrenzung ... realisieren, ohne das Elternhaus zu verlassen“ (ebd.: 177). „Im eigenen Zimmer können 88 % der Jugendlichen das Internet, mehr oder weniger autark, nutzen (2012 waren es 87 %). Nur noch 10 % müssen um Erlaubnis fragen, bevor sie online gehen, ... Besonders die 12- 13jährigen müssen weniger oft die Einwilligung ihrer Eltern einholen als noch im Jahr zuvor (2013: 25 %, 2012: 37 %). Ältere Jugendliche müssen sich nur noch vereinzelt mit ihren Erziehungsberechtigten abstimmen“ (JIM-Studie 2013: 7).

Wenn Jugendliche in diesem Sinne *gleichzeitig zuhause sein können und weit entfernt* vom Zugriff der Eltern, wäre mit Bezug auf die damit verbundene Abgrenzung gleichwohl zu beachten, dass diese nicht einfach gleichzusetzen ist mit „Ablösung“ im Sinne von Individuation. Ablösung bezeichnet einen psychosozialen Umgestaltungsprozess, der im günstigen Fall zu einer neuen Balance von Bindung und Autonomie führt. Demgegenüber können etwa Formen der Abgrenzung, die mit nur äußerlichem, medialem Rückzug verbunden sind, auch einhergehen mit Verstrickungen und Unabgelöstheit. Intensivierte mediale Zugänge zur außerfamilialen Welt können aber auch Raum schaffen für angstfreieres Experimentieren und Lernen. Es können spielerische Distanzierung, Spiegelung und Reflexivität eingeübt werden.

Übergreifend ist zu berücksichtigen, dass sich in der medialen Welt der Omnipräsenz, in der alles immer abrufbar und gegenwärtig ist, die Konturen von Da- und Nicht-da-Sein, von Anfang und Ende strukturell verändern und verhüllen. Dadurch wandeln sich, so ist anzunehmen, auch Symbolisierungsweisen sowie kognitive und emotionale Bewältigungsformen. Es verändern sich Bilder und Metaphern von Getrenntheit und Bezogenheit, von Verlorenem und Behaltenem. Wenn alles schnell vergeht, aber zugleich irgendwie da, gespeichert bleibt, wenn Formen von An- und Abwesenheit sich vervielfältigen, so wirken sich diese neuen Konstellationen auch aus auf Formen der Ablösung und auf Entwürfe von Selbst, Bindung und Selbständigkeit. Die Folgen sind noch genauer zu erforschen.

Fazit – Relevanzverschiebungen im Kontext von Medialisierung und Beschleunigung

Die beschriebenen Entwicklungen und Tendenzen sind ambivalent: Sie ermöglichen eine Vervielfältigung von Raum- und Zeiterleben, sie vergrößern einige Handlungsspielräume und erleichtern die Kommunikation und das Aufrechterhalten von Beziehungen mit Personen, die räumlich fern sind. Sie schaffen potenziell neue Weltzugänge für Kinder und Jugendliche. Kommunikation und Beziehungen werden in anderen Hinsichten aber auch labilisiert: Zeitstress oder Dringlichkeiten erzeugen – gerade in Verbindung mit steter Erreichbarkeit und medialer Omnipräsenz – immer wieder Situationen, die es erzwingen oder ermöglichen, sich aus Kommunikation und sozialen Verpflichtungen auch in Familie oder anderen Nahbeziehungen situativ und wiederholt zu entfernen. Dies trägt zur Fragmentierung kommunikativer Abläufe und von Beziehungserleben bei. Mit Blick auf die individuelle Dynamik und den Umgang mit Dringlichkeit geht es dabei auch um emotionale Priorisierungen: Welche Themen erlangen größte Aufmerksamkeit? Welchem Signal wendet man sich sofort zu? Welche Bedürfnisse können oder müssen unmittelbar befriedigt werden?

Stets aufs Neue geht es dann um den Einbruch des scheinbar Unaufschiebbaren in das Gegenwärtige und potenziell länger Andauernde. Die ständige Erreichbarkeits- und Unterbrechungsbereitschaft unterhöhlt und zerstückelt das Gespräch, das Beisammensein mit anderen, die Aufmerksamkeit für andere. Die geschützten Räume des Beisammenseins und der Kommunikation werden rarer, fragiler. Sie müssen explizit hergestellt und verhandelt werden (während des Familiensens das Smartphone ausschalten, am Sonntag keine beruflichen Mails oder SMS beantworten usw.). Neue Regeln müssen – auch institutionell – erprobt und etabliert werden. Soziale Milieus und Formen und Qualitäten familialer Interaktionsgefüge bringen sich hier unterschiedlich zum Ausdruck.

Gemeinsame Interessen und Fokussierung zu ermöglichen oder aufrechtzuerhalten, wird dadurch begründungsbedürftig und weniger selbstverständlich – zumal sich mediale Nutzung sowohl steigert als auch diversifiziert und immer weiter individualisiert. Eine herausragende *Aufgabe der Medienbildung* könnte insofern gerade darin liegen, Formen der spielerischen Distanzierung und Reflexivität nahezubringen und zugleich dazu beizutragen, dass Erwachsene und Heranwachsende lernen, ihren Beziehungen und der unmittelbaren Kommunikation Raum und Zeit zu geben auch in einem Kontext, in dem mediale Praktiken omnipräsent sind.

Und eine auch in Zukunft bedeutsame Herausforderung der Medien- und Zeitforschung liegt darin, nicht nur die Folgen von zeitlichen Quantitäten oder von Inhalten des Medienkonsums zu analysieren, sondern auch die *qualitativ veränderten Zeitverhältnisse* und damit verbundenen Formen des Welt- und Selbstbezugs: die schleichenden Veränderungen von Prioritäten und Aufmerksamkeiten (was wird zuerst und am intensivsten beachtet oder bearbeitet), die Folgen von Unterbrechungen und Fragmentierungen für Selbst, Beziehungen und Beschäftigungen, die Vielfalt der kurzfristigen Zerstreuungs-Potenziale, die schnellen Zugriffserwartungen auf Inhalte, die Folgen der beschriebenen Entkoppelung von leiblicher und kommunikativer Präsenz, von Raum und Zeit, auch in nahen, intensiven Beziehungen und schließlich die

Abnahme von „Reizmangel“, nicht medial gebundenem Fühlen und Denken und *langer Weile* als einem Nährboden der kreativen Phantasie.

Böhme, H. (2009): Full Speed – Slow Down. Ambivalenzen der Moderne. In: King, V., Gerisch, B. (Hg.), Zeitgewinn und Selbstverlust. Frankfurt/M., 63- 86.

Günter, M. (2012): Das Spiel in der virtuellen Welt. In: Dammasch, F., Teising, M. (Hg.): Das modernisierte Kind. Frankfurt/M.

Guignard, F. (2011): Virtuelle Realität und die Prinzipien psychischer Prozesse. In: Frank, C. u.a. (Hg): Jahrbuch der Kinderpsychologie. Stuttgart Bad Cannstatt, 67–90.

JIM-Studie (2013): JIM-Studie 2013. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-jähriger. Hrsg. vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest (mpfs): <http://www.mpfs.de/fileadmin/JIM-pdf13/JIMStudie2013.pdf>

Jurczyk, K., Szymenderski, P. (2012): Belastungen durch Entgrenzung – Warum Care in Familien zur knappen Ressource wird. In: R. Lutz (Hg.): Erschöpfte Familien. Wiesbaden, 89-105.

King, V. (2014): Im Zwischenraum der Latenz. Bindung, Trennung und der Umgang mit Verlorenem in beschleunigten Zeiten des Aufwachsens. AKJP 2/2014: 131-149.

King, V. (2013): Optimierte Kindheiten. Paradoxien familialer Fürsorge im Kontext von Beschleunigung und Flexibilisierung, in: Dammasch, F., Teising, M. (Hg.), Das modernisierte Kind, Frankfurt/M., 31-51.

King, V. (2011): Ewige Jugendlichkeit – beschleunigtes Heranwachsen? Veränderte Zeitverhältnisse in Lebenslauf und Generationenbeziehungen, BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Jg. 24 (2011), Heft 2, 246-266.

King, V., Gerisch, B. (2009) (Hg.): Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung, Frankfurt/M.

Dieser Artikel ist eine stark gekürzte Fassung des in der Zeitschrift „merz.Zeitschrift für Medienpädagogik“ 2014/2 veröffentlichten Artikels der Autorin: „...nur mal eben Mails gecheckt. Veränderte Zeithorizonte, mediale Praxis und Beziehungsgestaltungen im Familien- und Alltagsleben von Heranwachsenden.“ Ein ausführliches Literaturverzeichnis findet sich dort. Wir danken Autorin und Verlag für die Nachdruckerlaubnis.

Prof. Dr. Vera King, Soziologin, lehrt an der Fakultät Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg

RUDOLF KAMMERL

Wie verändern Smartphone, Tablet & Co. das Familienleben?

Im Familienkontext ist immer häufiger zu beobachten, dass sich Kinder und Jugendliche, aber zunehmend auch Mütter und Väter offenbar lieber ihrem Smartphone oder Tablet widmen, als ihren Familienangehörigen Aufmerksamkeit und Hinwendung zu geben. Wie verändern sich innerfamiliäre Beziehungen durch digitale Medien? Welche Auswirkungen hat das?

Die Mehrzahl der Jugendlichen ist mit mobilen Endgeräten permanent über das Internet verbunden. Auch für jüngere Kinder und Eltern gilt dies bereits in zunehmendem Maße. Dadurch verändern sich die räumlichen, zeitlichen und sozial-situativen Abgrenzungen verschiedener Lebensbereiche wie Familienhaushalt, Schule oder Arbeitsstätte. Technische Medien machen es in allen genannten Lebensbereichen möglich, via Internet und Mobilfunk in Kontakt zu treten, kontaktiert zu werden oder sich mit Inhalten aus dem Internet zu beschäftigen. Im Mediatisierungsprozess (Krotz 2007, S.11) wächst ein umfassender, persistenter und ubiquitärer Kommunikationsraum, in dem viele nationale rechtliche Regulierungen, wie z. B. der Jugendmedienschutz oder der Datenschutz nicht immer berücksichtigt werden. Durch die rasche Verbreitung mobiler internetfähiger Endgeräte wie Smartphones und Tablets wurde dieser Prozess dynamischer. Die permanente Erreichbarkeit durch mobile Endgeräte sowie die Nutzung von Kommunikationskanälen wie z. B. Facebook, Informationsangeboten wie z. B. Google und Unterhaltungsangeboten wie z. B. Online-Spiele veranlassen neue Aushandlungsprozesse, in denen bestimmt wird, wer wann mit welchen Geräten wie lange welche Inhalte nutzt. Dabei stellen Formen von Selbst- und Fremdbegrenzung neue Herausforderungen an Individuen und Familien.

Auch Institutionen wie Schulen oder Unternehmen müssen auf die neuen Handlungs- und Deutungsoptionen reagieren. Dies sind individuelle und soziale Prozesse, in denen neue Regeln, Rahmen und Interaktionsmuster geschaffen und weiterentwickelt werden. Die Individuen sind einerseits Akteure neuer Grenzziehungen, weisen andererseits aber auch Anforderungen zurück bzw. begrenzen diese. Es entstehen iterative Aushandlungsprozesse, in denen neu gesetzte Grenzen und Regeln in Frage gestellt, umgangen und weiterentwickelt werden können. Die Familie ist diesen Entwicklungen nicht passiv ausgesetzt, sondern gestaltet sie aktiv mit. Inwiefern beispielsweise den Familienmitgliedern gestattet ist, sich bei gemeinsamen Aktivitäten wie Mahlzeiten oder Spieleabenden mit digitalen Geräten zu beschäftigen, ist ebenso gestaltbar wie die Frage, ob sie bei getrennten Aktivitäten außerhalb der eigenen vier Wände über Medien füreinander erreichbar sind oder nicht.

Durch netzbasierte Videokonferenzen (wie z. B. Skype-Sitzungen), Instant Messenger und soziale Netzwerke kann auch über weite Entfernung die Kommunikation aufrecht erhalten bleiben. Das gilt für die Mediennutzung nicht nur im Familienleben, sondern auch in der Arbeitswelt sowohl im betrieblichen Ablauf wie für die Regulierung der privaten Mediennutzung von Arbeitnehmern sowie für die Mediennutzung der Kinder und Jugendlichen in der und für die Schule oder die Peergroup. Die verschiedenen Sozialisationsinstanzen konkurrieren nicht allein untereinander um Aufmerksamkeit, sondern stehen darüber hinaus jeweils in Konkurrenz mit den vielfältigen Informations- und Unterhaltungsangeboten, die online über die mobilen Endgeräte zur Verfügung stehen.

Unterschiede in der Medienkompetenz der Elterngeneration

Eltern von Jugendlichen heute sind häufig selbst in ihrer Kindheit noch ohne Computer und Internet aufgewachsen und nutzen digitale Medien deutlich seltener als ihre Kinder, für die viele Familien die vorhandenen Geräte erst angeschafft haben. Viele Eltern fühlen sich bezogen auf die Internetnutzung ihrer Kinder unsicher und wissen nicht, wie sie die Rolle digitaler Medien im Familienalltag positiv gestalten könnten. Betrachtet man die nächste Elterngeneration, so zeichnet sich schon ein neues Bild ab. Die heute Neugeborenen haben in der Regel Eltern, die selbst schon länger online sind. Im Familienalltag sind vielfältige digitale Medien von Anfang an präsent. Eltern bieten ihren Kindern frühe eigenen Erfahrungen mit den Geräten – so wird derzeit immer wieder die frühe Aneignung der Wischbewegung erwähnt – und somit vielfältige Möglichkeiten zum Modell-Lernen in positiver wie negativer Hinsicht.

Kulturelle Unterschiede

In der Online-Nutzung von Kindern zeigen sich auch kulturell bedingt Differenzen. Während in Deutschland die 6-7jährigen Kinder mit nur 21% zumindest selten im Internet sind, sind in Schweden schon 70% der 3- bis 4jährigen mindestens manchmal im Netz (Green & Livingstone 2013: 8). Deutsche Eltern betonen im internationalen Vergleich stärker die Risiken digitaler Medien, während in anderen europäischen Ländern die Chancen besser genutzt werden.

Soziale Unterschiede

Von der Geburt bis zum Auszug der Kinder im Erwachsenenalter haben Familien verschiedene „Familienentwicklungsaufgaben“ (Duvall 1957) zu bearbeiten, um sich den wandelnden Bedürfnissen ihrer Mitglieder anzupassen. Wenn etwa die Mutter eines Kleinkindes permanent abgelenkt ist durch die Beschäftigung mit digitalen Medien, könnte das die Mutter-Kind-Beziehung beeinträchtigen; Einzelfälle, in denen Eltern ihre Kleinkinder vernachlässigen, sich aber intensiv Online-Spielen widmen, sind zu beobachten. Studien weisen auf Zusammenhänge zwischen dem Bindungsmuster der Kinder und exzessiver Internetnutzung: Unsicher gebundene Kinder zeigen häufiger Formen pathologischer Internetnutzung (Jäger et al. 2008). In der Adoleszenz sind andere Interaktionsmuster angemessen als in der Kindheit. In der Regel findet ein Autonomiezuwachs der Jugendlichen statt, wobei die Verbundenheit mit den Eltern erhalten bleibt (Walper 2008). Im internationalen Vergleich erleben Jugendliche in Deutschland häufiger partnerschaftliche Eltern-Kind-Beziehungen, die wenige Anlässe für Konflikte geben (vgl. Seiffge-Krenke 2006). Doch auch hierzulande gibt es Familien mit Jugendlichen, in denen das Familienklima aus unterschiedlichen Gründen stark belastet ist. Interessanterweise zeigt sich hier ein enger Zusammenhang mit der Nutzung digitaler Medien durch Jugendliche: Insbesondere männliche Jugendliche in Familien mit beeinträchtigtem Familienklima ziehen sich häufiger als in anderen Familien hinter die Bildschirme zurück und entwickeln ein suchtähnliches Verhalten bei der Nutzung digitaler Medien. Das gilt insbesondere für Online-Spiele (Kammerl 2012). Als anderes Extrem ist aber auch denkbar, dass sich bei Jugendlichen mit enger Bindung an die Eltern die Entwicklung der Selbstständigkeit verzögert, wenn sie auch außerhalb der Familienhaushalte ständig mit Mama online verbunden sein müssen.

Über alle sozialen Milieus hinweg gilt: Die emotionale Qualität der familialen Beziehungen hat Einfluss darauf, wie Mediennutzung in den Familien gestaltet wird. Welcher Stellenwert digitalen Medien im Familienalltag eingeräumt wird und welche Funktionen diese in der Gestaltung der Beziehungen, im täglichen „doing family“ übernehmen, ist keinesfalls nur auf die Medienwirkung zurückzuführen, sondern sagt auch viel über die jeweilige Familie aus. Die Fragmentierung einer vormals innig vereinten Familie in eine Gruppe von Indivi-

duen, die in ihren separaten Medienwelten gefangen sind, ist ebensowenig zu erwarten wie die Zusammenführung von Familienmitgliedern, die sich nichts zu sagen haben, durch eine kontinuierlichere, mediengestützte Kommunikation.

Aus der Perspektive der Mediensozialisationsforschung ist die Bedeutung der Mediennutzung für Kinder in vielfacher Hinsicht das Ergebnis eines innerfamiliären Adaptionsprozesses. Welche Geräte angeschafft und auf die Familienmitglieder verteilt werden, welche Inhalte genutzt und welche Kommunikationspartner gewählt werden, welchen Umfang die Mediennutzungszeit einnimmt und welche Funktionen Medien übernehmen, wird in erster Linie von der Familie selbst ausgewählt und ausgehandelt. Dabei sind die Alternativen für die Einzelnen unterschiedlich verfügbar je nach ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital der Familie. Es ist deshalb zu befürchten, dass die Nutzung digitaler Medien die Beziehungen häufiger in solchen Familien beeinträchtigt, die ohnehin aufgrund ihres sozio-ökonomischen Status und/oder des Familienklimas verstärkt Belastungen ausgesetzt sind.

Duvall, E. (1957): *Family Development*. Philadelphia: J.B. Lippincott.

Holloway, D., Green, L. and Livingstone, S. (2013): *Zero to eight. Young children and their internet use*. LSE, London: EU Kids Online.

Jäger, R., Moormann, N., Fluck, L. (2008): *Merkmale pathologischer Internetnutzung*. Universität Koblenz.

Kammerl, R., Hirschhäuser, L., Rosenkranz, M., Schwinge, C., Hein, S., Wartberg, L. und Petersen, K. U. (2012): *EXIF – Exzessive Internetnutzung in Familien. Zusammenhänge zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung Jugendlicher und dem (medien)erzieherischen Handeln in den Familien*. Lengerich: Pabst Science Publishers.

King, V. (2014): „... nur mal eben Mails gecheckt“ *Veränderte Zeithorizonte, mediale Praxis und Beziehungsgestaltungen im Familien und Alltagsleben von Heranwachsenden*. In: *merz* 2014, 2.

Krotz, F. (2007): *Mediatisierung. Fallstudien zum Wandel von Kommunikation*. Wiesbaden: VS Verlag.

Seiffge-Krenke, I. (2006): *Nach Pisa. Stress in der Schule und mit den Eltern*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Walper, S. (2008): *Eltern-Kind-Beziehungen im Jugendalter*. In: Silbereisen, R.K. und Hasselhorn, M. (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters (Enzyklopädie der Psychologie, Bd. 5, S. 135–188)*. Göttingen, Seattle: Hogrefe.

Prof. Dr. Rudolf Kammerl, Medienpädagoge, lehrt an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg. Der Autor leitete das Forschungsprojekt „EXIF“ (siehe S. 31)

YOLANDA M. KOLLER-TEJEIRO

Die unwiderstehliche Faszination des Smartphones

Ein Wunderwerk moderner Technologie und für die meisten erschwinglich, gehört das Smartphone selbstverständlich zum Alltag. Klein und handlich, enthält es alle persönlichen Daten und Informationen. Man kann fotografieren, Musik und Filme „runterladen“ und sich damit Langeweile vertreiben. Es ist Navigationssystem und eröffnet den Zugang zum Weltwissen. Und vor allem kann man damit kommunizieren – weltweit – fast von jedem Ort aus. Wo immer man auch hingehet, es ist aktiv dabei, auf der Straße beim Gehen, in der U-Bahn, beim Einkaufen. Es liegt neben dem Teller beim Essen, selbst in der Familie oder mit Freunden ist der „digitale Dritte“ immer dabei. Man schläft damit ein und wacht damit auf. Kurz, es ist omnipräsent.

Das Smartphone verändert das Verhalten der Menschen: Aufmerksamkeit, Konzentration, Orientierungsfähigkeit und vor allem die zwischenmenschliche Kommunikation. Man ist nicht mehr nur auf den Ort und die physisch anwesenden Menschen angewiesen, man kann sich „wegbeamen“, so tun, als sei man gar nicht da. Man kann gleichzeitig face-to-face und digital kommunizieren. Unachtsamkeit im Verkehr sowie Unfälle von Fußgängern nehmen zu, da Menschen, die auf das Display in ihrer Handfläche starren, ihr Umfeld weniger wahrnehmen. Konsequenterweise gibt es in der chinesischen Stadt Chongqing (über 28 Mio. Einwohner) nun den ersten Handy-Gehsteig, um Kollisionen zu vermeiden. (SZ 16.09.2014: 10) Lehrende in Schulen und Universitäten klagen über mangelnde Konzentrationsfähigkeit vieler Schüler/-innen und Studierenden: Lesen werde zunehmend auf kurze, leicht verständliche Texte programmiert und die Konzentration auf komplexere Sachverhalte falle immer schwerer. Die räumliche Orientierungsfähigkeit verkümmere, wenn man sich immer auf Google Maps verlässt; man brauche den Stadtplan, die Straßenkarte kaum mehr zu lesen.

Da sein und auch woanders: „Phubbing“

Ich bin immer wieder irritiert, wenn mein Gegenüber plötzlich und unvermittelt seine Aufmerksamkeit aus dem Gespräch abzieht, aufs Smartphone schaut, tippt, wischt, telefoniert. Oder wenn ich sehe, dass Paare zwar zusammen sitzen, aber jeder für sich mit dem Smartphone kommuniziert. Sind dies nur Momentaufnahmen, die wenig bedeuten? Das Phänomen, physisch zur selben Zeit am selben Ort „zusammen“ zu sein und sich gleichzeitig auf das Smartphone zu konzentrieren, heißt „Phubbing“. Das Wort ist die Kreation eines australischen Verlags aus „phone“ und „snubbing“ (verächtlich behandeln). „Was verrät das Phänomen über die gesell-

schaftlichen Verhältnisse?“ (Lobe, 2014). Besitzen wir die Fähigkeit, per Smartphone zu kommunizieren und gleichzeitig im Gespräch zu bleiben? Ist Multitasking wirklich möglich?

Sozialisation und Erziehung: Wie wird man zum „digital native“?

Viele Kinder erleben, wie ihre Eltern größte Aufmerksamkeit dem Smartphone (oder Tablet) widmen, zuhause und unterwegs. Besonders Väter lesen, wenn sie vorlesen, gerne mit dem Tablet vor, das schon für Kleinstkinder eine große Faszination ausübt. „In vielen Kinderzimmern wird nicht mehr nur analog gespielt, sondern auch mit dem Smartphone oder dem Tabletcomputer. Manche sehen das kritisch, andere Experten halten Apps für pädagogisch sinnvoll – wenn es die richtigen sind.“ (Schubert 2014). Zur häufigen Beobachtung der „Mutter mit Smartphone auf dem Spielplatz“, meint Heinz Brisch, ein bekannter Bindungsforscher, in einem Interview (Buchwald 2014: R6). „Wenn die Mutter mit ihrem Gerät beschäftigt ist, ist sie für das Kind nicht mehr emotional anwesend. Das spürt das Baby wie alle Menschen in so einer Situation, die sich dann ausgeschlossen fühlen und nicht gesehen. Das verstärkt sich, wenn die Mutter das Pad rausholt und dem Kind hinhält wie ein Bilderbuch... dann sind die Kinder mit sich selbst beschäftigt und der Kontakt findet nur eingeschränkt statt.“ Das wirke sich auf die Gehirnentwicklung aus, für die aufeinander abgestimmte Interaktionserfahrungen unabdingbar seien. Und Babys brauchten diese besonders, um beziehungsfähig zu werden. „Wenn sie niemanden haben, der auf sie reagiert, weil vielleicht nur ein Fernseher läuft, auch wenn ein Mensch da ist, dann erleben sie eine emotionale Isolation. Das fühlt sich für das Gehirn nicht gut an, das ist ein großer Stress.“ Emotionale Entwicklung und Reife seien entscheidend für den Lernerfolg; 20-25% der Grundschul Kinder seien heute schon verhaltensauffällig. Es frage sich allerdings, ob hier dem Mediengebrauch nicht zu viel angelastet wird und andere Wirkfaktoren ausgeblendet werden.

Schon Grundschul Kinder bekommen Handys oder vermehrt Smartphones, damit die Eltern mit ihnen Kontakt halten können und immer wissen, wo sie sich aufhalten. So erliegen Kinder schon früh der Faszination von Smartphone und Tablet. „Anders als beim Fernsehen, für das es in vielen Familien ein Zeitlimit gibt, lässt sich in Zeiten des Smartphones der Medienkonsum nur noch schwer begrenzen.“ (v. Bullion 2014: 6) Eltern wollten, dass ihre Kinder so früh wie möglich die Technik beherrschen, um wettbewerbsfähig zu werden. Doch würden sie schnell nicht mehr kontrollieren können, wo die

Kinder im Netz unterwegs sind, mit wem sie Kontakt aufnehmen und was sie sehen. So lauerten auch im „sicheren Zuhause“ Gefahren. Verbote seien keine Lösung; vielmehr müsse die digitale Medienkompetenz geschult und gestärkt werden. Manche Autoren neigen dazu, Beobachtungen zu verallgemeinern: Eltern „geben dem Drängen der Kleinen nach (...) kapitulieren angesichts der ausufernden Nutzung (...) Das Interesse an der Lebenswelt der Jugendlichen schwindet, und Eltern und Jugendliche leben immer mehr aneinander vorbei.“ (Dembach 2013: 44f.)

Wie wird man medienkompetent?

Die Forderungen und Ratschläge klingen ziemlich trivial: Eltern und Lehrer müssten zusammenarbeiten; Eltern sollten mit den Kindern zusammen ins Netz gehen und die „pädagogisch sinnvollen“ Apps von den dummen oder sogar gefährlichen unterscheiden. Aber verfügen Eltern überhaupt selbst über die geforderte Medienkompetenz und haben sie die Zeit? Welche Anreize können Eltern und Lehrer bieten? Wie können sie mit der enormen Attraktivität von Smartphone & Co. konkurrieren? Auch die Peers spielen eine große Rolle. Kinder und Jugendliche wollen nichts sehnlicher als dazu zu gehören, auch zur „net-community“, sie haben Angst, etwas zu verpassen, wollen sich wie die anderen „cool“ fühlen im lockeren Umgang mit dem neuesten Smartphone.

Florian Opitz, ein junger Journalist und Dokumentarfilmer, hat in seinem Buch und eindrucksvollen Film „Speed“ (2012) das Dilemma der Erwachsenen mit den neuen Medien vor Augen geführt: die Zeitnot und den Stress sowie die Schwierigkeit, sich Unabhängigkeit zu bewahren. Der Soziologe Urs Stäheli (2013; 2014) ruft dazu auf, sich zu „entnetzen“, sich von Zeit zu Zeit zurückzuziehen, eine Pause einzulegen. Hartmut Rosa, Soziologe und Zeitforscher, weist darauf hin, dass

es keine einfache Strategie gebe. Man müsse ganz bewusst Distanz gewinnen, müsse die Optionen beschneiden, um die einzelnen Möglichkeiten wirklich ausschöpfen zu können (zit. n. Opitz:173).

Ich bleibe etwas ratlos zurück, denn:

- Wie kann die notwendige Disziplin erlernt werden, sich gegen den Reiz aus der digitalen Welt zu wehren?
- Wieso sollte man sich wehren? Denn was verspricht einen ähnlichen „Kick“, wie dem des Hier, Jetzt und Sofort“?
- Wie können Verhaltensweisen wie Respekt, Rücksicht, Aufmerksamkeit und Zuwendung sowie die Fähigkeit zur Konzentration nachhaltig vermittelt werden?

Vielleicht sind exzessiver Medienkonsum und „Phubbing“ auch nur eine „Kinderkrankheit“ der Menschen in einer aktuellen Phase der raschen Digitalisierung auch im Alltagsleben und wachsen sich allmählich aus, wie Jugendsünden.

Buchwald, Sabine (2014): Da kommt eine Lawine auf uns zu. Interview mit Karl Heinz Brisch, Leiter der Pädiatrischen Psychosomatik und Psychotherapie am Hainerschen Kinderspital der Ludwig-Maximilians-Universität München. In: SZ Nr. 140, 21./22.06.14: R6.

Bullion, Constanze v. (2014): Kleine Profi-Zocker. Minister wollen auf Gefahren im Internet aufmerksam machen. In: SZ Nr. 35, 12.02.14: 6.

Dembach, Cordula (2013): Exzessive Mediennutzung – vermehrt ein Thema in Beratungsstellen. In: merz, 57, 4 : 43-47.

Lobe, Adrian (2014): Warum wir ständig auf das Smartphone starren. Wer lieber mit seinem Smartphone interagiert als mit dem Menschen gegenüber, leidet unter „Phubbing“. In: Der Tagesspiegel Digital, 15.06.14 (Abruf 10.10.14).

Opitz, Florian (2012): Speed. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. München: Goldmann.

Schubert, Andreas (2014): Wischen für Anfänger. In: SZ Nr. 58, 11.03.14: R2.

Stäheli, Urs (2013): Entnetzt euch! Praktiken und Ästhetiken der Anschlusslosigkeit. In: Mittelweg 36, 4: 3-28.

SANDRA HOFHUES

Digitale Papierflieger oder Raum für Wissen und Erkenntnis?

Seit Einführung formaler Bildungseinrichtungen kommt es vor, dass sich Lehrende von Lernenden gestört fühlen. Man denke nur an die Papierflieger, die durch den Unterricht flattern, an die Zettelchen, die mit knappen Botschaften versehen durch die Klasse kursieren, oder schlicht an unruhige Schulstunden, die mehr von Witz als von Aufmerksamkeit geprägt waren und sind. Ähnliches dürfte an Hochschulen der Fall sein. Die Diskussion um geteilte und insbesondere um fragmentierte Aufmerksamkeit erhält in den letzten Jahren neues Futter durch digitale, insbesondere mobile Medien und

ihr ablenkendes Potenzial. Gestört fühlen sich Lehrende u. a. dadurch, dass Lernende hinter aufgeklappten Laptops hervorlugen, während der Lehre auf Smartphones starren und ihre Geräte aktiv bedienen, wenn sie zum Beispiel Webseiten absurfen, soziale Netzwerke pflegen oder viele Anwendungen gleichzeitig bedienen (Orthey 2014). Sicherlich hat sich seit den Papierfliegern früherer Zeit mit den modernen Medien einiges verändert: Sie sind häufiger anzutreffen, ihre Nutzungsweisen sind verschieden und ihr Erscheinungsbild ist allein von der Größe her betrachtet divers. Sie werden ausge-

packt, sobald der Unterricht langweilig ist, oder sie werden vorgeschoben, wenn Lehr/Lerninhalte anstrengend werden. Kontrolle über die Vielfalt digitaler Medien ist erst recht nicht zu erlangen – höchstens dann, wenn Geräte durch Lehrpersonen eingesammelt werden oder ihr Gebrauch seitens der Bildungsinstitution gänzlich untersagt wird.



wie Lernende ein Unterrichts-Wiki schreiben und dies mit Lehrpersonen weiterentwickeln, wie sie sich über Applikationen auf dem Handy für die Gruppenarbeit verabreden und zugrunde liegende Fragestellungen vorab besprechen oder wie gemeinsam getwittert, gebloggt oder YouTube benutzt wird. Dass so Wissens- und Erkenntnisprozesse in der Lehre in Gang

gesetzt werden, die in einer derart vernetzten Ausprägung bislang nicht vorgesehen sind und eben vor institutionellen Grenzen nicht halt machen, wird deutlich und macht einen Perspektivenwechsel weg von der bloßen Kritik am Ablenkungsfaktor „Medien“ unabdingbar. Medien, insbesondere digitale Endgeräte, unterstützen dann dabei, Austausch über Themen und Inhalte zu initiieren, Teilung von bisherigem und neuem Wissen voranzutreiben, gegenseitige Wertschätzung auf unterschiedlichen Kommunikationswegen zu üben *und zu prägen* etc.

Unabhängig von Kritik an fragmentierten Aufmerksamkeiten scheiden sich zumindest am konsequenten und bewahrpädagogischen Medienverbot lehrseitig die Geister: Während einerseits das ablenkende Potenzial erkannt ist (Weinberger 2014), wird gerade in höheren Bildungsinstitutionen auf die Selbstbestimmtheit des Subjekts verwiesen – und Lernenden damit auch die Freiheit ihrer Mediennutzung zugestanden. Statt Verbannung kommt es bestenfalls zu „bring your own device“, kurz BYOD, womit sich Lehrende digitale Geräte für ihre Lehre gezielt zu eigen machen (z. B. Schiefner-Rohs, Heinen und Kerres 2013), anstatt sie zu verteufeln.

Denkt man den skizzierten Perspektivenwechsel zuende, stellen (digitale) Medien mal sozialen Raum für Wissen und Erkenntnis dar, mal bleiben sie moderne Papierflieger, die man als Lehrperson akzeptieren muss, und mal werden sie als Geräte schlicht unwichtig, weil geteilte Aufmerksamkeit zwischen Lernenden und Lehrenden in kooperativ und dialogisch angelegten didaktischen Szenarien an Bedeutung gewinnt – mit oder ohne tatsächlichen Medieneinsatz.

In letzterer Perspektive zeigt sich *auch*, dass digitale Medien nicht per se Störfaktor für Unterricht und Studium sein müssen. Sie helfen genauso gut dabei, Aufmerksamkeit von Lernenden für Lehrende zu erhöhen und umgekehrt. Voraussetzung dafür ist, dass die Mediennutzung wie selbstverständlich Raum in der Lehre erhält unter der Voraussetzung, dass sie begründet innerhalb didaktischer Szenarien erfolgt. Auch der umgekehrte Fall ist denkbar, dass nämlich der geplante Nicht-Gebrauch zwischen Lehrenden und Lernenden besprochen wird. Denn: Lernende wachsen zwar in und mit Medien auf, zeigen aber in lehr-lernbezogenen Diskussionen durchaus kritisches Bewusstsein dafür, wann Medieneinsatz sinnvoll ist und wann nicht. Mehr noch: Sie wissen oft sehr genau, zu welchen Zeitpunkten sie Medien nutzen möchten und für welche Zwecke eine Mediennutzung sinnvoll ist. Sie möchten allerdings als selbstbestimmte Persönlichkeiten auch den Mediengebrauch mitbestimmen.

Sie möchten also auch bei didaktischen Entscheidungen ernst genommen werden. Demnach könnten digitale Medien formale Bildungsräume ganz selbstverständlich bereichern und als Kommunikations- und Handlungsräume, sprich als *soziale* Medien, darin wirksam werden. Man denke nur daran,

Orthey, F.-M. (2014): Von der Urzeit zur Medienzeit. Ein Zeitgeschichtlicher Essay. *Medien + Erziehung* (merz). 58(2), S. 13–20.

Schiefner-Rohs, M., Heinen, R. und Kerres, M. (2013): Private Computer in der Schule: Zwischen schulischer Infrastruktur und Schulentwicklung. *MedienPädagogik*. Online-Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung. 1–20. <http://www.medienpaed.com/Documents/medienpaed/2013/schiefner-rohs1304.pdf>.

Weinberger, A. (2014): Vorlesung und Ablenkung. Wie Studierende mobile Geräte in Vorlesungen verwenden. *Forschung & Lehre*. 10, 838–839.

Dr. Sandra Hofhues, Medien- und Kommunikationswissenschaftlerin, forscht und lehrt als Mitarbeiterin (PostDoc) am Lehrstuhl für Hochschuldidaktik an der Zeppelin Universität Friedrichshafen.

HELGA ZEIHNER

Wo und wie könnte Zeitpolitik ansetzen?

Zeitpolitik zielt auf Verbesserungen der zeitlichen Lebensverhältnisse insbesondere durch die Verminderung von Zeitkonflikten und Zeitmangel sowie durch die Beachtung des Rechts der Einzelnen, über die eigene Zeit zu bestimmen. Die DGfZP setzt ihre Gesellschaftskritik und ihre Verbesserungsanregungen sowohl bei Strukturen der Gesellschaft als auch bei zeitbezogenen Denk- und Verhaltensweisen der Menschen an; Strukturpolitik einerseits und Förderung individuellen Zeit-Wissens und individueller Zeit-Reflexionsfähigkeit andererseits sind die beiden Seiten möglicher zeitpolitischer Interventionen.

In einem früheren ZpM („In der digitalen Informationsflut“, Nr. 18, Juli 2012) hatten wir mit der Frage nach aktuellen Veränderungen in der journalistischen Arbeit einen Aspekt der Digitalisierung aufgegriffen, dessen negative Folgen für die Qualität journalistischer Arbeitsergebnisse auf der Hand liegen. Damals kamen wir zu dem Schluss, dass der extremen Beschleunigung der Datenübermittlung, die dort ein zentrales Problem darstellt, zwar nicht mit politischen Strukturmaßnahmen begegnet werden kann, wohl aber mit der Unterstützung von individueller Reflexion über den Einsatz dieser Medien sowohl bei Journalisten und deren Arbeitgebern wie auch bei deren Adressaten. Gleiches gilt für die in diesem ZpM gestellte Frage, ob und in welcher Weise die Pflege sozialer Beziehungen im privaten Alltag mittels digitaler Medien die zeitliche Lebensqualität beeinträchtigen kann. In Bezug auf private Beziehungen erweist sich diese Frage allerdings als ungleich schwieriger zu beantworten als in Bezug auf berufliche Kommunikationen, die ja jeweils bestimmte sachliche Zwecke haben.

Zur Besonderheit unserer Fragen zu privaten Beziehungen im Folgenden einige Überlegungen. Diese wurden mehr oder weniger im Berliner Zeitpolitischen Gespräch am 21. 10. 2014 angesprochen. Manches davon wird in Beiträgen zu diesem ZpM-Thementeil implizit oder auch explizit behandelt.

Die beiden Ansatzstellen: Gelegenheitsstrukturen und individuelle Kompetenzen

Zunächst ist festzuhalten: Wie alle Medien sind auch die Kommunikationsmedien Werkzeuge. Hardware, Software und mobile Endgeräte legen unterschiedliche zeitliche, räumliche und soziale Formen der Nutzung nahe. So gibt es je spezielle Software etwa zur Email-Kommunikation, zum Bloggen und Chatten oder zur Kommunikation in sozialen Medien. Die technischen Eigenschaften der Medien ermöglichen und beschränken die zeitlichen und räumlichen Möglichkeiten

der Nutzung, aber sie verursachen die Nutzungsweisen nicht. Vielmehr bieten sie nur Gelegenheitsstrukturen, innerhalb deren Begrenzungen die Individuen dann auf ihre je eigene Weise agieren oder nicht agieren.

Über Veränderungen der technischen Gelegenheitsstrukturen bestimmen die Wirtschaftsunternehmen, die die Hardware und die Software produzieren und die den Markt dafür herstellen und bedienen. Politik kann auf diese global agierenden Großunternehmen kaum einwirken, und schon gar nicht Zeitpolitik. Wenn überhaupt, sind zeitpolitische Einwirkungen nur auf *soziale Rahmenbedingungen der Mediennutzung* denkbar. Dies geschieht zunehmend häufig z. B. als innerbetriebliche Zeitpolitik, wenn Betriebe berufliche Email- und Mobiltelefonkommunikationen ihrer Beschäftigten zeitlich begrenzen; oder wenn die Bahn ihren Kunden handyfreie Ruheabteile schafft, in denen niemand die Kommunikationen Mitreisender unfreiwillig mithören muss; oder wenn ein Lehrer oder eine Schulleitung individuelle Parallelkommunikation mittels mobiler digitaler Geräte während der Unterrichtszeit verbietet. Manche Familien betreiben innerfamiliäre Zeitpolitik, indem sie vereinbaren, zu Hause etwa während gemeinsamer Mahlzeiten Mobiltelefone nicht zu benutzen. All dies sind raum-zeitlich eng begrenzte Situationen, in denen es eine Instanz gibt, die Macht über den Ort und/oder die Zeit der Anwesenden beanspruchen kann. Indem Regeln gesetzt werden, wird hier zwar auf das sozial erlaubte raum-zeitliche Verfügen über technische Geräte eingewirkt, nicht aber auf das tatsächlich erfolgte Handeln – denn Regeln werden ja nicht immer befolgt.

In anderer Weise wirksam sind *soziale Kommunikationsmuster*, die sich in Prozessen wiederholter Nutzung bestimmter Software, etwa sozialer Medien, in bestimmten Gruppen von Nutzern im Laufe der Zeit herausgebildet haben und in solcher Praxis ständig weiter entwickelt werden. Solche sozialen Kommunikationsmuster entstehen immer wieder erneut innerhalb von Alltagsbereichen und von sozialen Milieus. Sie können sehr unterschiedliche Formen und soziale Reichweiten haben sowie in unterschiedlichen Weisen und unterschiedlichem Ausmaß Macht über die Benutzer gewinnen. *Alexander Klier* und *Jonas Deitert* haben dies in ihren Beiträgen am Beispiel Facebook ausgeführt. Indem viele Einzelne dieses Medium immer erneut freiwillig nutzen, bilden sich wachsende Netzwerkstrukturen sozialer Beziehungen heraus, die viel Zeit der Nutzer aufsaugen können. Facebook verstärkt diesen Sog gezielt, indem den Nutzern das Anlegen einer Chronologie des eigenen Lebens nahegelegt wird – vorgeblich

im Interesse der Nutzer, tatsächlich vor allem im Interesse des Software-Anbieters, der diese personenbezogenen Daten dann kommerziell vermarktet. Warum diese zeit-räumlichen Eigenschaften der Software bei Nutzern den Sog sehr stark werden lassen können, analysiert *Alexander Klier* in seinem Beitrag.

Die Lebensqualität von Intensiv-Nutzern sozialer Medien wird durch den Zeitaufwand und die Abhängigkeit, die solcher Sog erzeugen kann, zweifellos beeinträchtigt. Gerade im privaten Bereich digitaler Kommunikation werden zeitpolitische Inventionen wohl am ehesten dann sinnvoll sein, wenn sie beitragen, die Nutzer digitaler Medien für zeitliche Aspekte von deren Funktions-, Wirkungs- und Nutzungsweisen zu sensibilisieren sowie zur Reflexion darüber anzuregen, wo die Nutzung dieser Medien Lebensqualität fördern und wo sie diese beeinträchtigen kann – sei es die eigene Lebensqualität oder die von Beziehungspartnern. Denn Widerstand gegen die Vereinnahmung der eigenen Zeit sowie Selbstbehauptung in den täglichen Konkurrenzen um Zeit setzen unter anderem das Verstehen der raum-zeitlichen Mechanismen der benutzten Medien voraus. Insofern liegt als medienpädagogische Aufgabe nahe: Es bedarf der *Intensivierung des Wissens über die Funktionsweisen sozialer Medien und der Stärkung von Nachdenken über diese und deren Einfluss auf die Selbstbestimmung über die eigene Zeit*.

Die Medienpädagogin *Sandra Hofhues* kommt in ihrem Beitrag zu dem Schluss, dass ein „Perspektivenwechsel weg von der bloßen Kritik am Ablenkungsfaktor ‚Medien‘ “unabdingbar“ sei. Wie *Vera King* in ihrem Beitrag herausarbeitet, kann es dabei nicht einfach um die Vermittlung von Medienwissen gehen. Da Interessen und Fokussierungen heute weniger selbstverständlich seien, liege die Aufgabe der Medienbildung vielmehr gerade darin, „Formen der spielerischen Distanzierung und Reflexivität nahezubringen und zugleich dazu beitragen, dass Erwachsene und Heranwachsende lernen, ihren Beziehungen und der unmittelbaren Kommunikation Raum und Zeit (zu) geben auch in einem Kontext, in dem mediale Praktiken omnipräsent sind“.

Zeitkompetenzen fördern – nicht nur bei jungen Leuten

Zeitkompetenzen werden bereits auf vielen Ebenen gefördert: Zum Themenbereich Zeit veranstalten Akademien und Institutionen der politischen Bildung Tagungen, die Presse veröffentlicht Artikel und Zeitschriften widmen dem Thema Zeit spezielle Ausgaben. Hierbei ist immer wieder auch die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik gefragt. Individuelles Umgehen mit Zeit ist ein zentrales Ziel in der Arbeit von Lebensberatern vieler Art sowie von Angeboten des Wellness-Gewerbes. Auffällig ist allerdings eine Trennung der

Altersgruppen, um deren Mediengebrauch man sich sorgt: Während es bei Erwachsenen um deren Kompetenzen zum Umgehen mit alltäglichen Zeitkonflikten und Zeitdruck geht, sind vor allem Eltern, Erzieher, Lehrer alarmiert, wenn Kinder und Jugendliche einen großen Teil ihrer Zeit mit dem Blick auf Smartphone und Tablet verbringen. Viele Eltern und Großeltern nutzen zwar diese Medien gern selbst für Kontakte mit der jungen Generation und auch zu deren Kontrolle, zeigen sich aber nicht selten irritiert, ratlos und besorgt angesichts von Verhaltensweisen, die die Digitalisierung der Kontaktpflege und die Faszination von Spielen und sozialen Medien für Kinder und Jugendliche mit sich gebracht hat (s. den Beitrag von *Yolanda Koller-Tejeiro*). Erziehungswissenschaftler diskutieren über Mediensozialisation und arbeiten an der Entwicklung von Medienpädagogik (s. die Beiträge von *Sandra Hofhues*, von *Rudolf Kammerl* und von *Vera King*).

Immer wenn neue Medien sich verbreiteten, haben Erwachsene einen höchst verderblichen Einfluss auf Kinder und Jugendliche vermutet: In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verdammt man Billighefte als „Schmutz- und Schundliteratur“, seit den 1970er Jahren beunruhigte das Fernsehen und nun geht es um digitale Kommunikationsmedien. Immer war dieses Verhalten Erwachsener auch Ausdruck des einst vorherrschenden Verhältnisses der Generationen und des darin enthaltenen Bildes von Kindern als „passiven Empfängern von medial vermittelten Nachrichten, leicht verwundbar und verführbar durch Form und Inhalte von Medien“ (*Jonas Deitert* in seinem Beitrag). Seit etwa drei Jahrzehnten sind nun aber Umbrüche in der gesellschaftlichen Positionierung der Kindheit und der Kinder im Gange, die auch den Umgang mit Medien betreffen: Kinder werden heute als eigenständige Akteure in ihrem Leben ernst genommen.

Solange kulturelle und strukturelle gesellschaftliche Bestände über Generationen hinweg stabil blieben, waren alte Menschen den jungen Menschen überlegen. Zwischen den Generationen bestand ein quantitativer Wissens- und Erfahrungsvorsprung der Älteren, den die Nachwachsenden aufzuholen hatten. Ihnen dabei zu helfen, ist seit jeher die Aufgabe von Älteren, vor allem von Eltern und von Pädagogen. Im stark beschleunigten gesellschaftlichen Wandel, den wir in jüngster Zeit erleben, werden nun aber manches nicht tradierte Wissen, manche Lebensweisen und sozialen Einstellungen relevant, zu denen alte Menschen schwerer Zugang haben als junge Menschen. Das tradierte Verhältnis zwischen den Generationen verändert sich: Heute müssen sich Alte und Junge gleich rasch auf Neues einstellen. Das fällt den Jungen, die nur neu zu lernen haben, leichter als den Alten, die lebensgeschichtlich im Bisherigen verwurzelt sind und nun nachlernen und umlernen. Hartmut Rosa spricht von einer wachsenden Kluft zwischen den Generationen, die in jüngster Zeit sogar zu einem Gene-

rationenbruch geworden sei: „Die Folgen des Generationenbruchs sind vielfältig. Als unbestritten gilt, (...) dass Kinder und Jugendliche heute immer mehr Orientierungswissen von ihren peers und immer weniger von den Älteren und den Alten erwerben, weil die Erfahrungen und die Wissensbestände der Alten (...) immer schneller entwertet werden“ (in: Beschleunigung, 2005: 188).

Am Umgang mit digitalen Kommunikationsmedien ist ein solcher Generationenbruch gegenwärtig besonders deutlich spürbar: Die jungen „digital natives“ sind den älteren „digital immigrants“ meist überlegen, wenn es um die Geschwindigkeit beim Aneignen und Gebrauchen von technischen Praktiken geht, vor allem aber kommunizieren sie miteinander auf Weisen, die für viele Ältere ungewohnt und manchmal verstörend sind. Am Befremden und an den Befürchtungen mancher Älterer gegenüber Folgen der Mediatisierung zeigt sich, was Soziologen in Phasen sozialen Umbruchs häufiger beobachtet haben: „Ungleichzeitigkeiten des Gleichzeitigen“. Digital immigrants und digital natives leben als Zeitgenossen

gleichzeitig miteinander in der gemeinsamen sozialen Welt, aber erfahren diese und verhalten sich in dieser infolge je anderer lebensgeschichtlicher Verortungen auf unterschiedliche Weise. Solche Generationsdifferenzen erfordern von beiden Altersgruppen Offenheit gegenüber medienbezogenen sozialen Verhaltensweisen der je anderen Generation: wechselseitige Anerkennung wie auch Rücksicht. Auf beiden Seiten, nicht nur bei den Älteren, ist solche Offenheit vorhanden. Dass auch junge Leute die Macht von digitalen Kommunikationsweisen in ihrem Alltag kritisch sehen können – auch wenn sie diese Medien als einen „Teil von sich selbst“ erleben, wird in den eingangs dargestellten „Spotlights“ wie auch schon in ZpM 18 im Beitrag einer damals Vierzehnjährigen deutlich.

Zeitpolitik könnte und sollte bildungsbezogene Bemühungen zur Intensivierung des Wissens über die zeitlichen Funktionsweisen sozialer Medien und zur Sensibilisierung für deren Bedeutung im eigenen Leben unterstützen. Solche Bemühungen müssen sich an alle Generationen richten. Die vorliegende Ausgabe des Zeitpolitischen Magazins soll dazu beitragen.

Literatur und laufende Forschungsprojekte zum Thema

Iren Schulz (2013):

Mediatisierte Sozialisation im Jugendalter.

Kommunikative Praktiken und Beziehungsnetze im Wandel.

Berlin: Vistas.

Rezension: Das Mobiltelefon ist für Jugendliche eine wichtige Ressource zur Bewältigung von Entwicklungsaufgaben ihrer Lebensphase. Es hilft ihnen, sich neue Freiräume zu verschaffen, sich kommunikativ zu vernetzen, sich Anerkennung im sozialen Umfeld zu verschaffen sowie Bedürfnisse nach Selbsterprobung und Selbstdarstellung zu befriedigen. Ziel dieser Forschungsarbeit war es, Zusammenhänge zwischen mediatisierter Kommunikation und dem Wandel der Sozialisationsbedingungen Jugendlicher zu erforschen. In einer

qualitativ angelegten Langzeitstudie wurden die mit dem Mobiltelefon verbundenen mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen von drei jugendlichen Freundschaftsgruppen empirisch erforscht. Untersucht wurden u.a. die Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium, die realisierte Kommunikationspraxis in den Beziehungen sowie Ressourcen wie auch Risiken eines mediatisierten Alltags. Der Gebrauch des Mobiltelefons im Zusammenspiel mit anderen Medien und der face-to-face-Kommunikation stand im Mittelpunkt.

Wie sehr das Mobiltelefon in den Alltag Jugendlicher integriert ist, zeigt die im Rahmen der Studie durchgeführte Intervention, in der die drei untersuchten Jugendgruppen in die Situation gebracht wurden, drei Wochen ohne ihr

Handy zu meistern. Das Ergebnis: beziehungsrelevante, identitätsbezogene und alltagsstrukturierende Praktiken waren in diesem Zeitraum grundlegend gestört. Sozialisationsbedingungen, so die Schlussfolgerung der Autorin, haben sich gewandelt und sind untrennbar mit den digitalen Kommunikationsmedien verbunden. Sozialisationsprozesse finden auf eine neue Weise statt. Mediale und soziale face-to-face-Kommunikation in den Beziehungsnetzen Heranwachsender sind grundlegend miteinander verbunden und damit verändern sich insgesamt Alltags- und Lebenswelten Jugendlicher. Medien dürfen aus diesem Grund nicht als einzelne Sozialisationsinstanz betrachtet werden; sie sind verwoben mit allen an der Sozialisation Beteiligten, wie Familie und Bildungsinstitutionen. *Elke Großer*

Aktion Jugendschutz Landesarbeitsstelle Bayern e.V. (2014):

immer dabei. Mobile Medien im Alltag von Kindern und Jugendlichen.

In: Pro Jugend Nr. 1/ 2014. München.

Felsmann Klaus-Dieter (Hrsg.) (2008):

Der Rezipient im Spannungsfeld von Zeit und Medien.

München: kopaed.

Hepp, Andreas/ Berg, Matthias/ Roitsch, Cindy (2014):

Mediatisierte Welten der Vergemeinschaftung.

Kommunikative Vernetzung und das Gemeinschaftsleben junger Menschen.

Wiesbaden: Springer VS.

Höflich, Joachim R. (2011):

Mobile Kommunikation im Kontext.

Studien zur Nutzung des Mobiltelefons im öffentlichen Raum.

Frankfurt/ Main u.a.: .Peter Lang.

Medien und Zeit. Themenheft.

merz. Zeitschrift für Medienpädagogik, 2/2014.

München: Kopaed.

Boyd, D. (2008):

Why Youth (Heart) Social Network Sites:

The Role of Networked Publics in Teenage Social Life.

In: Youth, Identity, and Digital Media: 119-142.

Stäheli, Urs (2013):

Entnetzt euch!

Praktiken und Ästhetiken der Anschlusslosigkeit.

In: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Institut für Sozialforschung.

Hamburg, S. 3-28.

Weinberger, A. (2014):

Vorlesung und Ablenkung.

Wie Studierende mobile Geräte in Vorlesungen verwenden.

In: Forschung & Lehre. 10, 838–839.

http://www.forschung-und-lehre.de/wordpress/Archiv/2014/ful_10-2014.pdf

„ICILS 2013 – International Computer and Informations Literacy Study 2013“ (2013-2015)

In der internationalen Studie werden vor allem Kompetenzen im Umgang mit Computer- und Informationstechniken erfasst. Dazu gehören: Kompetenzen der Nutzung digitaler Technologien zur Recherche im Internet, die Fähigkeit diese entsprechend zu bewerten, zu verarbeiten, neue Informationen zu erzeugen und diese entsprechend kommunizieren zu können. Ebenfalls erfasst werden Kompetenzen für einen verantwortungsvollen und reflektierten Umgang mit diesen Technologien. Getestet werden Schülerinnen und Schüler der achten Klasse. Die deutsche Teilnahme fördern das BMBF und die Deutsche Telekom Stiftung, zusätzlich werden Mittel der europäischen Union bereitgestellt. Erste Ergebnisse wurden am 20. 11. 2014 vorgestellt

BMBF-Pressemitteilung Nr. 125/2014: Internationale Bildungsstudie ICILS misst Computerkompetenzen.

<http://ifs-dortmund.de/icils2013-projektbeschreibung.html>

http://ifs-dortmund.de/assets/files/icils2013/ICILS_2013_Berichtsband.pdf

Projekt „FUTA“

des Instituts für psychologische Altersforschung der Universität Heidelberg (gefördert durch das BMBF). Untersucht werden förderliche und hinderliche Faktoren des Umgangs mit neuen Informations- und Kommunikationstechnologien im höheren Alter. Die Datenerhebung hierfür startete Anfang Oktober 2014.

<http://www.psychologie.uni-heidelberg.de/ae/apa/forschung/futa.html>

Projekt „EXIF“

(gefördert durch das BMFSFJ): In dem breit angelegten Forschungsprojekt (Datenerhebung: 2009/2010) wurde untersucht, inwieweit Zusammenhänge zwischen exzessiver Computer- und Internetnutzung Jugendlicher und der (Medien-)Erziehung in Familien bestehen. Es wurden Faktoren ermittelt, von denen es abhängig ist, ob eine zeitliche Regulierung der Nutzung des Internet in der Familie zu einem Problem wird oder nicht.

<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/EXIF-Exzessive-Internetnutzung-in-Familien.prop-erty=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>

Projekte im Rahmen des DFG-geförderten Forschungsprogramms „Mediatisierte Welten“

<http://www.mediatisiertewelten.de/startseite.html>:

- **„Mediatisierung von Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext transnationaler Migration. Eine vergleichende Untersuchung der Artikulation verkörperter und medialer Praktiken der Sorge und Erziehung in transnationalen Familien“ (2014-2016).**

Eine der Kernfragen dieses Forschungsprojektes ist: Wie werden die sozialen Beziehungen und der Alltag von Familien aufrechterhalten, wenn zwischen Eltern und ihren Kindern eine große räumliche Distanz liegt und welche Bedeutung haben in diesem Zusammenhang die digitalen Kommunikationstechnologien.

<http://www.mediatisiertewelten.de/projekte/3-foerderphase-2014-2016/mediatisierung-von-eltern-kind-beziehungen-im-kontext-transnationaler-migration.html>

- **„Mediatisierung von sozialen Beziehungen“ (2012-2014).**

In einer qualitativen Langzeituntersuchung werden die Veränderungen sowie die Bedeutung der Mediatisierung von sozialen Beziehungen untersucht, insbesondere im Hinblick darauf, wie Individuen ihre sozialen Beziehungen und ihre soziale Welt durch ihr kommunikatives Handeln selbst mitgestalten. Jugendliche, junge Erwachsene, ältere Erwachsene sowie Erwachsene, die sich im Übergang zum Rentenalter befinden, werden parallel untersucht.

<http://www.zemki.uni-bremen.de/de/forschung/dfg-schwerpunktprogramm-mediatisierte-welten/die-qualitative-langzeit-untersuchung-der-mediatisierung-von-sozialen-beziehungen.html>

- **„Biologische Grundlagen von Internetsucht und Online-Computersucht“ (seit 2011) .**

Untersucht wird die exzessive Nutzung des Internets in drei Projektteilen: (1) In einer Zwillingsstudie soll geklärt werden, ob Internetsucht erblich ist. (2) Es wird gefragt, ob Online-Computerrollenspiele das Gehirn verändern. (3) Ein weiteres Teilprojekt beschäftigt sich mit dem alltäglichen Mobiltelefonverhalten und darüber, ob aus der Häufigkeit der täglichen Smartphone-Nutzung Vorhersagen über den psychischen Zustand einer Person möglich sind.

<http://www3.uni-bonn.de/Pressemitteilungen/009-2014>

<http://gepris.dfg.de/gepris/projekt/228527697>

<http://www.terra-digitalis.dfg.de/42-nicht-ohne-mein-iphone.html>; <https://menthal.org>

(s. S. 7: „Im Durchschnitt 80 mal täglich“).

Forum

KATHRIN BRAUN

Social Freezing bedeutet soziale Kälte

Die Ankündigung der us-amerikanischen Firmen APPLE und FACEBOOK, ihren Mitarbeiterinnen künftig die Kosten des sog. *social freezing* zu erstatten, hat auch in Deutschland eine heftige Kontroverse ausgelöst. *Social freezing* ist die Kurzbezeichnung für die Entnahme und das Einfrieren eigener Eizellen, und zwar aus nicht-medizinischen Gründen. Anbieter und Befürworter preisen es als problemlose technische Errungenschaft, die endlich Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen herstellt und auf individueller Ebene mehr Wahlfreiheit und weniger Zeitdruck verspricht. *Social freezing* schaffe neue Optionen und das könne doch nie schaden. So ist es jedoch nicht. Denn *social freezing*

...ist keineswegs risikolos und unproblematisch.

Das Einfrieren von Eizellen für reproduktionsmedizinische Zwecke wurde von der American Society for Reproductive Medicine (ASRM) erst 2012 für anwendungsreif erklärt. Bis dahin war es als experimentelles Verfahren eingestuft. Man muss einen scharfen Unterschied machen zwischen dem Einfrieren von Eizellen aus medizinischen und aus nicht-medizinischen Gründen. Medizinische Gründe liegen vor, wenn die Frau sich z. B. einer Strahlenbehandlung oder einer anderen Behandlung unterziehen muss, durch die ihre Eizellen unwiederbringlich geschädigt werden, so dass sie ohne die eingefrorenen Eizellen keine Chance mehr auf eine Schwangerschaft hat. Das ist beim *social freezing* nicht der Fall. Hier fungiert *social freezing* vielmehr – theoretisch – als Alternative zur nach wie vor bestehenden Möglichkeit, auf herkömmlichem Weg schwanger zu werden.

Die ASRM rät in ihrem Fact Sheet von 2014 in aller Deutlichkeit vom *social freezing* ab. Dafür gibt es gute Gründe:

Die Prozedur der Eizellentnahme ist mit Schmerzen, Unannehmlichkeiten und Risiken verbunden. Dazu gehören tägliche Hormoninjektionen über einen Zeitraum von 10-12 Tagen, um die Reifung möglichst vieler Eizellen zu stimulieren. Die Hormonstimulation kann jedoch auch Krämpfe, Magenschmerzen, Übelkeit und einen aufgeblähten Unterleib verursachen. Vor allem bringt sie das geringe, aber vorhandene Risiko eines gefährlichen Überstimulationssyndroms mit sich (*severe ovarian hyperstimulation syndrome*, OHSS), das zu Nierenversagen, Lungenembolien oder Schlaganfällen führen kann. Es hat auch Todesfälle durch OHSS gegeben,

wenngleich zum Glück sehr selten. Je höher die Hormondosis, desto höher das Risiko. Die möglichen Langzeitfolgen der Hormonstimulation sind noch immer nicht systematisch erforscht. Hinzu kommt, dass das Risiko eines gefährlichen Überstimulationssyndroms für jüngere Frauen höher liegt als für ältere. Gerade jüngere Frauen sollen aber animiert werden, ihre Eizellen „rechtzeitig“ einzufrieren.

...ist keine Fruchtbarkeitsversicherung.

Wer *social freezing* als Fruchtbarkeitsversicherung anpreist, erzeugt falsche Hoffnungen. Tatsächlich sind die Chancen, auf dem Wege des *social freezing* zu einem Kind zu kommen, äußerst gering. Nicht jede eingefrorene Eizelle überlebt den Auftauprozess und nicht aus jeder erfolgreich aufgetauten Eizelle wird ein übertragbarer Embryo, und bei weitem nicht aus jedem übertragenen Embryo wird ein lebendgeborenes Baby. Einfrorene Eizellen können nur im Rahmen einer In-Vitro-Fertilisations-Behandlung (IVF) verwendet werden. Die Baby-take-home Rate bei IVF hat sich jedoch in den letzten dreißig Jahren kaum erhöht und liegt heute pro glücklichem Embryotransfer noch immer bei nur 18-19% Prozent. Daher sind in der Regel mehrere Versuche notwendig, allerdings ohne die Garantie, dass es irgendwann klappt. Die American Society for Reproductive Medicine (ASRM) beziffert die Chance, dass aus einer eingefrorenen Eizelle ein Kind wird für Frauen unter 38 Jahren auf 2-12%. Bei Frauen über 38 Jahren liegt sie noch niedriger. Mediziner empfehlen daher, einen Vorrat von mindestens 12-15 Eizellen einzufrieren, wofür wiederum mehrere Entnahmezyklen und/oder höhere Hormondosen erforderlich sind. Mehr Hormone bedeuten jedoch auch mehr Gesundheitsrisiken für die Frau.

Wenn Frauen sich daher auf *social freezing* verlassen, statt bis Mitte dreißig auf herkömmlichem Weg schwanger zu werden, verringern sie ihre Chancen auf ein Kind eher als dass sie sie erhöhen.

...verringert den Zeitdruck nicht,

sondern verschiebt ihn nur. Um die Chancen auf eine spätere erfolgreiche IVF zu erhöhen, sollte die Eizellentnahme in möglichst jungen Jahren erfolgen. Ab Mitte dreißig nimmt die Zahl der gesunden Eizellen einer Frau rapide ab, mit ca. 38 Jahren ist der Zeitpunkt erreicht, wo das Einfrieren sta-

tistisch gesehen kaum noch Sinn macht. Dadurch verschiebt sich der Zeitdruck nur auf die Frage: Eizellen einfrieren oder (noch) nicht? Am effizientesten wäre es, rein statistisch gesehen, die Eizellentnahme schon im Alter zwischen 20 und 30 vorzunehmen. Je mehr das *social freezing* als Alternative propagiert wird, desto mehr werden daher junge Frauen unter Druck kommen, eine Entscheidung zu fällen – eine Entscheidung, die mit der permanenten Kalkulation prospektiver Kosten, Risiken und Chancenraten verbunden ist. Kinderkriegen wird zur Investitionsentscheidung. Wahlfreiheit kann schnell zum Entscheidungszwang werden; je mehr das *social freezing* sich etabliert, desto schwieriger wird es für junge Frauen werden, darüber nicht zu entscheiden.

...entlastet Frauen nicht.

Im Gegenteil, einmal mehr wird die Verantwortung für die Familienplanung den Frauen zugeschoben. Sie sollen kalkulieren, sie sollen planen, sie sollen entscheiden, sie werden verantwortlich gemacht. Wenn *social freezing* als Alternative propagiert wird, kann es in Zukunft dazu kommen, dass Frauen ein Vorwurf gemacht wird, wenn sie während der Ausbildung oder einer frühen Karrierephase schwanger werden. Ähnlich wie bei der Geburt eines Kindes mit Down-Syndrom könnten sie bald gefragt werden, ob „so etwas“ denn heute noch nötig sei? Ebenso könnten sie auch verantwortlich gemacht werden, wenn sie ab Mitte dreißig ungewollt kinderlos bleiben, da sie es doch versäumt haben, rechtzeitig ihre Eizellen einzufrieren. Männer brauchen sich diese Gedanken dagegen nicht zu machen.

...ist teuer.

Im Rahmen des *social freezing* fallen Kosten an für die Hormonstimulation und die damit zusammenhängende Behandlung, die Eizellentnahme, die Lagerung, das Auftauen und die späteren IVF-Behandlungen. Insgesamt geht es dabei um mehrere tausend oder zigtausend Euro. Wenn es bei einer Privatleistung bleibt, stellt sich die Frage, wer sich dieses Verfahren leisten kann und wer nicht. Gegen eine Übernahme durch die gesetzlichen Krankenkassen spricht wiederum, dass die Versicherungsgemeinschaft dann für ein Verfahren zahlen würde, das medizinisch nicht notwendig und nicht einmal sinnvoll ist. Hinzu kommt die Frage, ob Frauen nicht dadurch, dass sie bereits Tausende von Euro in das Einfrieren von Eizellen investiert haben, zusätzlich dazu verlockt werden, auf die trügerische Hoffnung einer späteren IVF zu setzen, statt auf herkömmlichem Weg schwanger zu werden.

...schafft keine Chancengleichheit und keine Geschlechtergerechtigkeit:

Der Diskurs um das *social freezing* erweckt zuweilen den Eindruck, als seien die bestehenden Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen durch die „biologische Uhr“ der Frau

verursacht. Damit wird einmal mehr der Mann als Maßstab genommen: Um zu verdienen wie Männer, Karriere zu machen wie Männer, Führungspositionen einzunehmen wie Männer, sollen Frauen auch ihre „biologische Uhr“ einstellen wie Männer. Männer brauchen sich dagegen nicht zu verändern; sie brauchen nicht die Sorge und Verantwortung für die Kinder zu übernehmen, nicht ihre Arbeitszeit zu reduzieren oder andere Prioritäten zu setzen. Diese Darstellung ist geschlechterpolitisch reaktionär. Tatsächlich liegt der Grund, warum viele Frauen das Kinderkriegen aufschieben (müssen), nicht nur darin, dass sie Führungspositionen einnehmen, sondern darin, dass sie mit Arbeitslosigkeit und befristeten Arbeitsverträgen konfrontiert sind und/oder mit der Erwartung, noch eine Ausbildung, noch ein Praktikum, noch eine Fortbildung ableisten zu müssen. Ganz zu schweigen davon, dass es in Deutschland noch immer schwierig ist, gute, bezahlbare, wohnortnahe Kinderbetreuung zu finden.

Und schließlich stellt sich auch die Frage, warum wir überhaupt akzeptieren sollen, dass die Sorge für Kinder oder auch für pflegebedürftige Menschen soziale Nachteile mit sich bringt? Wollen wir eigentlich in einer Gesellschaft leben, in der es zuallererst darum geht, konkurrenzfähig zu sein und die Sorge für andere sich dem unterzuordnen hat?

...fördert das Geschäft mit Eizellen:

Sollte sich *social freezing* tatsächlich etablieren, kämen auch diejenigen wieder auf den Plan, die die Kommerzialisierung von Eizellen anstreben. Nicht alle Frauen werden ihre eingefrorenen Eizellen für eine IVF verwenden, es werden unweigerlich Eizellen übrig bleiben. Auf diese Eizellen werden sich die Begehrlichkeiten der Forschung und der Fortpflanzungsindustrie richten. Bisher ist die Eizellspende in Deutschland verboten, ebenso wie der Handel mit Eizellen und die Nutzung für Zwecke der Stammzellforschung. Eine Ansammlung übrig gebliebener Eizellen würde über kurz oder lang einen Verwertungs- und Kommerzialisierungsdruck erzeugen, der wiederum Anreize für junge Frauen schaffen wird, Eizellen zu verkaufen und sich den gesundheitlichen Risiken der Eizellentnahme auszusetzen.

...social freezing nutzt nicht Frauen,

sondern zunächst vor allem den Anbietern. Sie bringen *social freezing* als neues Produkt auf den Markt und wollen Frauen Glauben machen, dass sie es bräuchten. Mittelfristig würden auch diejenigen Arbeitgeber profitieren, die, wie die Software-Industrie oder die Wissenschaft, die volle und ungeteilte Einsatzbereitschaft ihrer jungen, qualifizierten Mitarbeiterinnen erwarten. Ab einem Alter von 40 gilt Frau in manchen Bereichen sowieso schon als alt und damit als überflüssig.

Social freezing auf ein bloß zusätzliches Angebot zu reduzieren, das individuell wahrgenommen werden kann oder eben

nicht, ist bestenfalls naiv. Diese Sichtweise verharmlost die damit verbundenen gesundheitlichen Risiken, erzeugt völlig falsche Vorstellungen über die tatsächlichen Möglichkeiten dieses Verfahrens und ignoriert die Zuweisung von Entscheidungs- und Verantwortungsdruck an Frauen, die damit verbunden ist. Der Diskurs der Wahlfreiheit, mit dem das *social*

freezing verkauft wird, ist ein Diskurs der sozialen Kälte, nicht der Geschlechtergerechtigkeit.

Die Autorin ist apl. Professorin für Politikwissenschaft an der Leibniz Universität Hannover und derzeit Gastprofessorin an der Universität Wien. Sie forscht über die politischen Auswirkungen der Biomedizin.

Aus der DGfZP

Zum Jahresende:

Liebe Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik!

Traditionsgemäß füge ich diesem Zeitpolitischen Magazin den Brief des Vorsitzenden zum Jahresende bei. Zunächst möchte ich mich – auch im Sinne der übrigen Vorstandsmitglieder – für die Wiederwahl auf der diesjährigen Mitgliederversammlung bedanken. Ich tue dies mit einer durchaus positiven Rückschau auf die vergangene Jahrestagung – auch auf einige Umstände, die zum Nachdenken Anlass geben.

Die Jahrestagung zum Thema „*Zeit für Gesundheit. Strategien zum Vorbeugen und Heilen*“ war ein Ereignis, das ganz im Sinne der Zielsetzungen der DGfZP verlief. Die Tagung wurde in Kooperation mit der Evangelischen Akademie zu Berlin durchgeführt, und dies hatte begrüßenswerte Wirkungen. Wir konnten neben äußerst kenntnisreichen Referent/innen aus dem ärztlichen, pflegerischen und Krankenhaus-Bereich auch Personen begrüßen, die wir normalerweise mit dem Thema „Zeitpolitik“ gar nicht erreichen: etwa Hebammen, Pflegepersonal, in der Bildungs- oder Kommunalpolitik mit Prävention und Heilung Tätige. Übrigens nahm auch eine Stadträtin aus der französischen Stadt Rennes, die dem Städte-Netzwerk „*temps et territoire*“ (Zeit und Territorium) angehört und in der zeitpolitisch gestaltet wird, an unseren Beratungen teil. Viele der Gesundheitsexpert/innen äußerten sich am Rande der Tagung beeindruckt darüber, bei diesem Austausch das Thema Zeit für sich und ihre Arbeit entdeckt zu haben. Deutlich und mit verlässlicher Erfahrung belegte die Veranstaltung, dass das Zeitthema in doppelter Weise beim Umgang mit Gesundheit bedeutsam ist. Der achtlose Umgang mit Zeit trägt zur Entstehung gerade chronischer Krankheiten erheblich bei – Krankheiten,

die bei einem achtsameren Umgang mit Zeit vermieden werden könnten. Und: Ein rein zeitökonomischer (=rationalisierender) Umgang mit Heilungsprozessen in Krankenhäusern läuft nicht nur menschlichen Bedürfnissen von Patienten, Angehörigen und Pflegenden zuwider, sondern sogar dem Ziel dieser Institutionen selbst, Kranke zügig und nachhaltig zu heilen. Ich verweise auf *Christel Eckarts* Beobachtungen, die im Anschluß an diesen Jahresrückblick nachzulesen sind. Einige der Vorträge finden Sie zum Download auf unserer Webseite www.zeitpolitik.de/Veranstaltungen.html

Danken möchte ich *Jürgen Rinderspacher*, der die Tagung inhaltlich in Koordination mit der Evangelischen Akademie zu Berlin vorbereitet hat, und *Simone Ehm*, die in die Tagung die fachliche und organisatorische Kompetenz der Akademie einbrachte.

Zum Nachdenken gibt die Tatsache Anlass, dass sehr wenige Mitglieder der DGfZP an der (im Übrigen gut besuchten) Jahrestagung und – wegen des zeitlichen Zusammenhangs – an der Mitgliederversammlung 2014 teilnahmen. Fast nur solche Mitglieder nahmen teil, die auf der Tagung referierten und/oder die dem beratenden Vorstand angehören. Dazu stellen sich uns Fragen. Lag es an der Themenwahl, an der 2 1/2 tägigen Dauer der Tagung oder daran, dass sie in Schwabenwerder, nicht in Berlin direkt, stattfand? Lag es an den aufzuwendenden Kosten oder an ungenügender oder verspäteter Information über die Tagung?

Können Sie uns, liebe Mitglieder, dabei helfen, die genannten Fragen zu beantworten und daraus für die Zukunft Folge-

rungen zu ziehen? Dann schreiben Sie mir doch bitte einmal: ulrich.mueckenberger@uni-bremen.de.

Die Mitgliederversammlung 2014 brachte im Übrigen ein erstaunliches Resultat der bisherigen Arbeit unserer Gesellschaft zutage. Zunächst hatten die Berichte aus dem Vorstand den Eindruck von Stagnation erweckt: „nichts Neues“, keine neuen Themen, kaum neue Mitglieder der DGfZP im Jahre 2014. Bei näherer Betrachtung stellte sich jedoch ein differenzierteres – und weitaus erfreulicherer – Ergebnis heraus. Fast alle Themen, die wir mit der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik seit ihrer Gründung im Jahre 2002 angestoßen haben – durch unsere Jahrestagungen, durch die mittlerweile 25 Ausgaben des Zeitpolitischen Magazins, durch öffentliche Auftritte unserer Mitglieder u. a. – fast alle diese Themen „gehen weiter“ (wenn dieser saloppe Ausdruck gestattet ist). Das heißt, sie setzen sich in öffentlichen Debatten und Reflexionen über die Jahre hinweg unvermindert fort. Das Pflege- und Gesundheitsthema war Gegenstand unserer Jahrestagung 2003 und hat 2014 eine Fundierung erfahren. Das Thema Arbeit und Zeit wie auch die Erwägungen des „Zeitpolitischen Manifest“ von 2005 dazu finden sich in zahlreichen Debatten und praktischen Initiativen bis heute wieder. Bildungszeiten in Kitas, Schulen und Universitäten sind fast allgegenwärtiger Diskussionspunkt. Beziehungszeiten sowie Fragen der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und außererwerblichem Leben stehen immer konkreter auf der rechtspolitischen Agenda. Die Zeiten der Demokratie und demokratischer politischer Beteiligung beschäftigen immer mehr Menschen – am Ort, national wie auch auf europäischer Ebene. Und selbst das sperrige „Recht auf Zeit“ – Thema der Jahrestagung 2008 – und sozusagen „gemeinsame Klammer“ für zeitpolitische Anliegen, wird immer häufiger angefasst und versuchsweise getestet: Ob es was bringt und was es bringt, wenn man es ernst nähme?

Oftmals „wandern“ die zeitpolitischen Themen auf schwer erkennbaren Wegen. Eine Freundin der Zeitpolitik sprach vor Jahren einmal vom „Blumenkohl-Prinzip“, von dem die zeitpolitische Idee einerseits gewinne, worunter sie andererseits leide. Ein Blumenkohl hat bekanntlich einen Stamm, der zahlreiche Blüten austreibt. Bei voll ausgebildeten Blüten sieht und erkennt man den Stamm nicht mehr. Der Stamm Zeitpolitik hat in mittlerweile sehr zahlreichen Richtungen Blüten ausgetrieben – eben in den gerade genannten Feldern. Das heißt, dass die zeitpolitische Idee sich ausbreitet, Grenzen überwindet, dass sie Menschen „ansteckt“ und begeistert, zum Handeln und Anders-Denken anstachelt und damit Neues denkbar macht. Das Blumenkohl-Prinzip heißt aber auch, dass – so wie unter den Blüten oft der Stamm nicht mehr identifizierbar ist – der zeitpolitische Ursprung einer Neuerung oft zurücktritt, sogar unkenntlich wird. Es geht dann nur noch um das „kundenorientierte Krankenhaus“, um die „bessere Schule“, die erhöhte „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“, „mehr demokratische Beteiligung“ – nicht mehr um die zeitpolitischen Anteile, die all diese Fortschritte (mit) bewerkstelligt haben.

Mich hat die Einsicht in dieses ominöse Blumenkohl-Prinzip immer etwas ernüchert, um nicht zu sagen: geärgert. Aber ich beginne, damit zu leben. Im Vordergrund sollte ja nicht stehen, ob ein Fortschritt der „Zeitpolitik“ zugeschrieben wird, sondern ob sich Fortschritt im Sinne der Verbesserung der gesellschaftlichen und natürlichen Lebensverhältnisse (unter welcher Bezeichnung auch immer) tatsächlich ereignet. In diesem Sinne ist das „Wandern“ zeitpolitischer Einsichten und Gestaltungsvorschläge, das ich berichtet habe, als Fortschritt zu begrüßen. Es braucht wohl langen Atem (und noch viele Jahrestagungen und Zeitpolitische Magazine der DGfZP), um den „Stamm“ der Zeitpolitik als solchen öffentlich erkennbar zu halten und zum Stamm für weitere Blüten zu machen...

Frohe Weihnacht und ein gutes Neues Jahr wünscht
Ulrich Mückenberger, Vorsitzender der DGfZP

www.zeitpolitik.de – Die Webseite der DGfZP

Schauen Sie doch mal herein!

Sie finden dort unter anderem:
die Termine der nächsten Veranstaltungen,
Zeitpolitische Impulse,
Informationen über die bisherigen Jahrestagungen,
alle Ausgaben des Zeitpolitischen Magazins,
Texte zur Zeitpolitik zum Download...

CHRISTEL ECKART

Notizen zur Jahrestagung 2014 „Zeit für Gesundheit“

Strategien zwischen Vorbeugen und Heilen.

Mit „Gesundheit“ hatte die Tagung einen Fokus, durch den die vorgetragenen Überlegungen zur Bedeutung von Zeit und Zeitpolitik mit eigenen Erfahrungen verbunden und die Kommunikation zwischen allen TeilnehmerInnen angeregt werden konnten. Da bei dieser Tagung „Gesundheit“ die Antwort auf die Frage war: „Wofür wollen und brauchen wir Zeit?“, blieben die Fragen nach den Wegen dorthin. Dazu gaben die Vorträge aus verschiedenen Perspektiven und Praxiszusammenhängen Antworten und Hinweise auf Gefahren und Holzwege. Für die Prozesse von *Zeitpolitik* will ich die Bedeutung von Kommunikation und persönlicher und öffentlicher Verständigung über Bedürfnisse und Bedingungen von Gesundheit hervorheben.

Es wurde deutlich gemacht, dass Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit Konzepten von Normalität und Abweichung entsprechen, mit denen Symptome erklärt werden. Diese verändern sich „mit der Zeit“ sowohl historisch – was z. B. bis Ende des 19. Jahrhunderts als Neurasthenie galt, heißt heute Depression (*Frank Godemann*); eine Diagnose von Aufmerksamkeitsstörung (wie ADHS) kann erst gestellt werden, wenn die moderne Kultur die Fokussierung der subjektiven Wahrnehmung auf monochrome Abläufe verlangt (*Helmut Bonney*) – als auch durch Institutionen, die Definitionsmacht über Diagnosemerkmale haben, z. B. bei der Liste der Major Diagnostic Categories (MDC). Diese Definitionen und Institutionen sind mit Interessen verbunden, z. B. von Gesundheitsorganisationen, Versicherungen, Pharmaindustrie, Berufsständen, und beabsichtigte Veränderungen sind mit Konflikten verbunden (*Inga Laboga; Hans-Jörg Freese*). Institutionelle Regelungen und administrative Bedürfnisinterpretationen müssen immer aufs Neue dadurch verflüssigt werden, dass individuelle lebensweltliche Erfahrungen artikuliert und in der öffentlichen Diskussion in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang erkannt und anerkannt werden. Zeitpolitik hat dabei darauf zu achten, dass alle Interessen und alle Anteile des Konflikts artikuliert und zur Verhandlung gebracht werden können. (Dazu die Überlegungen zu „Demokratie braucht Zeit“.)

Als Rahmen für das Verständnis von Gesundheit diente häufig implizit die Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO): Gesundheit ist der Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens und nicht nur das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen. Über die individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen des Wohlergehens muss wiederum gestritten werden. In mehreren Vorträgen wurde diagnostiziert, dass in unserer Gesellschaft ein Verständnis

von Gesundheit vorherrscht, das mit dem Zustand optimaler individueller Leistungsfähigkeit gleichgesetzt wird, ein „Leben im Takt der neuen Arbeitswelt“ (*Kerstin Jürgens*) zu führen und den Erwartungen einer „Schnell-Feuer-Kultur“ (*Helmut Bonney*) zu entsprechen. Die Anpassung des Menschen an die Ausdifferenzierung von instrumentellen Abläufen und sein Beitrag zur Effektivität von Produktionsprozessen werden darin zur Normalität stilisiert. Die Fähigkeit dazu kann verbessert oder wiederhergestellt werden, sei es durch Übungen in Selbstoptimierung im eigenen „Stressmanagement“ (*Inga Laboga*), durch Betriebssport oder Rückenschulung in der Mittagspause. Am Ende dieser ungebremsten Achterbahn steigt der Mensch aus: flexibel, mobil, ausgebrannt (*Uwe Becker*).

In den Institutionen des Gesundheitssystems, die für die Gesundheit sorgen sollen, treffen sowohl die darin Arbeitenden wie die PatientInnen ebenfalls auf die Maßstäbe von ökonomischer Rentabilität, die das Ethos guter Pflege und die Sorge um das Wohlergehen zu erdrücken drohen. Die betriebswirtschaftliche Optimierung der Leitung eines Krankenhauses sollte der Verbesserung der Gesundheitsversorgung dienen. Dabei gerät aber in verselbständigten Prozessen der instrumentellen Rationalisierung – z. B. durch Fallpauschalen, Auslastung technischer Geräte, arbeitsteilige Behandlungsabläufe, Buchführung über die Maßnahmen am Patienten – das ursprüngliche Ziel der Institution, kranke Menschen wieder gesund zu machen, aus dem Blick. Sie können diesem Ziel durch psychische und körperliche Vernachlässigung sogar zuwider laufen. Diese stilisierte Skizze zeigt, wie die Dominanz ökonomischer Rationalität von Institutionen und die Vorstellung, Menschen verhielten sich dazu nur anpassend, den Diskurs um Gesundheit entpolitisiert.

Die Folie der Kritik an den Auswirkungen der Ökonomisierung in den Gesundheitsinstitutionen ist das intuitiv geteilte Ziel, Gesundheit als menschliches Wohlergehen zu ermöglichen und daran auch die Arbeitsbedingungen zu messen. Zeitpolitik heißt in diesem Zusammenhang zu artikulieren, was nach dem Ethos guter Pflege und guter fürsorglicher Praxis die Bedingungen für eine eingehende Kommunikation zwischen Pflegenden und Kranken schafft, Zeit für die Entwicklung vertrauensvoller Beziehungen, für den Austausch von Erfahrungen und für Selbstreflexion. *Simone Gurlit* stellte vor, wie Phasen von Delir bei alten PatientInnen verhindert oder eingedämmt werden können dadurch, dass eine vertrauensvolle Bezugsperson die PatientInnen perioperativ begleitet. Diese Form der Fürsorgerationalität (ein Begriff, den die

norwegische Sozialwissenschaftlerin Kari Waerness entwickelt hat) kann ein Korrektiv und eine Ergänzung technischer oder ökonomischer Rationalität sein, denn dadurch können Folgekrankheiten vermieden werden, und die Aufenthaltsdauer bleibt überschaubar. Diese Argumentation ist als legitim anerkannt unter den akzeptierten Zielen, dass Veränderungen „sich rechnen“ oder eine „win-win-Situation“ schaffen. Sie muss jedoch nicht als Absicht das Motiv für das Handeln der Pflegenden sein. Vielmehr ist das Ethos guter Pflege auf die Gestaltung fürsorglicher Beziehungen gerichtet. Die braucht Zeit für Kommunikation sowohl mit den Patienten als auch zur gemeinsamen Verständigung zwischen den Pflegenden darüber, wie sie ihre Arbeits(zeit)bedingungen dafür in konflikthafter Auseinandersetzungen durchsetzen können. Von den Schwierigkeiten gemeinsamer politischer Interessenvertretung berichteten Teilnehmerinnen aus ihrer Erfahrung als freie Hebammen.

Vorstellungen von „gesünderen Zeiten“ waren auf der Tagung häufig verbunden mit den Möglichkeiten und Fähigkeiten zur Kommunikation und Selbstreflexion, zum Austausch mit anderen, der nicht der Konkurrenz zur individuellen Leistungssteigerung dient, sondern der Verständigung über Bedürfnisse und Forderungen und über Abgrenzungen gegenüber beruflichen Anforderungen. Dazu gehört auch eine ausdrucksvolle Sprache, die den Bedürfnissen in der politischen Diskussion Gehör verschafft und die den Sprachstörungen widerspricht, mit denen Probleme und Konflikte als quasi sportliche „Herausforderungen“ verharmlost werden.

Krankheit kann auch als individueller Widerstand, als Verweigerung und Rückzug betrachtet werden, als schmerzhafter Umweg zu einer „Eigenzeit“, in der man Distanz von Anforderungen und Zumutungen gewinnen kann. Zeitpolitik soll ermöglichen, den Streit um die gesellschaftlichen Bedingungen des Wohlergehens gemeinsam öffentlich zu führen.

Who Is Who? Mitglieder der DGfZP stellen sich vor

Das Zeitpolitische Magazin möchte dazu beitragen, die persönliche Vernetzung und die inhaltliche Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedern der DGfZP zu stärken. An dieser Stelle bieten wir daher die Gelegenheit für Personen und Institutionen, die Mitglied in der DGfZP sind, sich in Form von Kurzportraits den Leserinnen und Lesern vorzustellen.



Katharina Kerscher

1954 bin ich in München geboren, aufgewachsen in Bayern, Berlin und Baden-Württemberg. Nach der Schulzeit, immer in Waldorfschulen, studierte ich Klassische Archäologie in Würzburg. Als meine beiden Kinder klein waren, übernahm ich die Leitung einer Eltern-Kind-Spielgruppe. Parallel dazu begann ich via workshops eine Ausbildung zur Goldschmiedin. Im Rahmen dieser Beschäftigung erstellte ich ein Werkverzeichnis eines bekannten Goldschmieds. Nach sechs Jahren Auslandsaufenthalt in Spanien übernahm ich vier Jahre lang die Pflege meiner Eltern bis zu deren Tod. Während

eines fünf Jahre dauernden Auslandsaufenthalts in Chile begann ich, mich mit Keramik und ihrer handwerklichen Herstellung zu beschäftigen. Wieder in Deutschland habe ich nun zwei Werkstätten, eine für Keramik und eine für Schmuck. In beiden Werkstätten finden Kurse mit Erwachsenen statt.

Zum ersten mal mit Zeit, Zeitdruck, Zeitnot, individuellem und allgemeinem Verhältnis zur Zeit beschäftigte ich mich, als die Kinder klein waren, und dann verstärkt in Spanien, wo je nach Region unterschiedliche Verhältnisse zur Zeit existierten, die sich durch die Mitgliedschaft in der EU verändern mussten. Später dann, als ich meine Eltern pflegte, konnte ich die Probleme der Abrechnung von Pflegemaßnahmen in Minuten sehr genau studieren. Damals, 2003, wurde ich Mitglied der DGfZP.

Gegenwärtig begegne ich vielfach Kursteilnehmern, die zwar begabt und interessiert sind, denen aber die lange Zeit und Geduld Mühe macht, die es braucht ein Kunsthandwerk zu erlernen. In Gesprächen unter Kunsthandwerkern wird dies als Problematik der derzeitigen schulischen Betonung von kognitiven Inhalten und der Vernachlässigung handwerklich-kreativer Tätigkeiten diskutiert. Wir versuchen eine Trendwende herbei zu führen – eine bildungs-zeitpolitische Aufgabe.

Foto: Weisbach



Fritz Reheis

Dass ich ein eher langsamer Mensch bin, habe ich schon als Kind gemerkt. Die meisten um mich herum waren jedenfalls schneller. Zum Beispiel beim Fußball, aber auch in Schule und Universität. Das war eben mein Makel.

Bis ich „Die Entdeckung der Langsamkeit“ von Sten Nadolny gelesen

hatte. Vielleicht sind die anderen ja zu schnell, und deshalb zu oberflächlich? Das Zeitthema, das wurde mir sogleich bewusst, bot zudem eine hervorragende Chance, eine Brücke zwischen jenen Wissenschaftsdisziplinen zu bauen, die ich seit meinem Studium als ziemlich hermetisch gegeneinander abgeriegelte kennenlernen musste: die Ökonomie, die Politikwissenschaft, die Soziologie, aber auch Psychologie, Pädagogik und Philosophie. Als ich Anfang der 90er vom Projekt einer „Ökologie der Zeit“ an der Evangelischen Akademie in Tutzing hörte, hatte ich mein Thema endgültig gefunden, die Leidenschaft war voll entfacht. Mein Buch „Die Kreativität der Langsamkeit“, das 1996 in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft und im Primus-Verlag erschien, verstand ich als sozialwissenschaftliche Weiterführung von Nadolnys

„Die Entdeckung der Langsamkeit“. In meiner sozialwissenschaftlichen Fundierung von Nadolnys Romanidee versuchte ich, die wichtigsten Ergebnisse des Tutzinger Projekts einem breiteren Publikum vorzustellen und zudem das gesellschaftskritische Potenzial einer Ökologie der Zeit zu akzentuieren. Ich versuchte zu zeigen, dass das Verhältnis von Geld und Zeit der Schlüssel zum Verständnis der offensichtlichen Destruktivität unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ist. Das Buch mit dem Untertitel „Neuer Wohlstand durch Entschleunigung“ ist mittlerweile in dritter Auflage erschienen und rund 50.000 mal verkauft worden. Offenbar hatte ich den Nerv der Zeit getroffen.

Als Lehrer, zunächst an einem Gymnasium, dann an der Universität im Bereich Politische Bildung, galt und gilt den pädagogischen Konsequenzen der Beschleunigungszwänge mein ganz besonders Interesse. Es folgten weitere Bücher zum Thema („Entschleunigung“ 2003; „Nachhaltigkeit, Bildung und Zeit“ 2005; „Bildung kontra Turboschule“ 2007; „Wo Marx Recht hat“ 2011; „Reifezeiten“ 2012). Als mich die Gründer der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik fragten, ob ich Gründungsmitglied werden wolle, habe ich sofort ja gesagt. Denn erst wenn das Bemühen um individuelle Entschleunigung auch politisch ermöglicht und gefördert wird, haben wir eine Chance, uns vom tödlichen Hamsterrad zu befreien.

Veranstaltungen und Projekte

Seit Kurzem ist vielfach die Rede von „Resilienz“. Soweit dies im Zusammenhang mit Erschöpfung geschieht, geht es dabei auch um Widerstandskraft in Zeitnot- und Zeitdruck-Situationen. Zeitpolitik sollte dazu beitragen, die Entstehung solcher Situationen zu verhindern.



Zauberwort Resilienz

Was stärkt in Zeiten radikalen Wandels?

Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing

27. Februar bis 1. März 2015

Wir kennen sie alle, die Menschen, die „einfach nichts umwirft“, die aus jeder Krise lernen und gestärkt hervor gehen. Diese Fähigkeit ist auch aus der Evolution bekannt: Farne zum Beispiel haben alle Widrigkeiten ihrer Umwelt „weggesteckt“ (...). Was ist es, das solche Erfolgsgeschichten ausmacht? Was gibt Kraft in Krisensituationen? Was macht Systeme resilient? Gibt es bestimmte Schutzfaktoren? Kann man Resilienz fördern oder lernen? ... *(aus dem Tagungs-Flyer)*

www.ev-akademie-tutzing.de

Neuer ARL-Arbeitskreis

Zeitgerechte Stadt

Der neue Arbeitskreis der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) hat am 1. Oktober 2014 seine Arbeit aufgenommen.

Die temporalen Strukturen der Gesellschaft ändern sich im Rahmen des wirtschaftlichen und sozialen Wandels weitreichend und haben massive Rückwirkungen auf den Raum. Die ARL hat schon einmal einen Arbeitskreis zum Zusammenhang zeitlicher und räumlicher Entwicklung betreut, der mit dem Buch „Raumzeitpolitik“ (Dietrich Henckel und Matthias Eberling (Hrsg.), Opladen 2002) seinen Abschluss fand. Mittlerweile ist die Sensibilität für die raumzeitliche Fragen deutlich gewachsen, die Forschung in diesem Bereich hat deutlich zugenommen und – insbesondere durch die Verbreitung neuer Techniken haben sich einerseits die Veränderungen der Zeitstrukturen intensiviert, gleichzeitig aber neue Möglichkeiten eröffnet, die Zusammenhänge zwischen räumlicher und zeitlicher Entwicklung abzubilden sowie neue Instrumente der Steuerung und Beeinflussung zu entwickeln.

Vor diesem Hintergrund hat das Präsidium der ARL beschlossen, erneut einen Arbeitskreis zu Fragen der raumzeitlichen Entwicklung einzurichten und Prof. Dr. Dietrich Henckel gebeten, den Vorsitz zu übernehmen. Die Stellvertretung hat Frau Prof. Dr. Caroline Kramer vom KIT in Karlsruhe übernommen. Aufgabe des Arbeitskreises ist, in den nächsten zwei bis drei Jahren aus unterschiedlichen Perspektiven Beiträge zu leisten u. a. zu folgenden Aspekten:

- **Strukturanalyse:** Wie verändern sich Erreichbarkeiten und Zugänglichkeiten in den Quartieren, Städten und Stadtregionen? Welche Folgen hat dies für die Inanspruchnahme des Raumes?
- **Normative Überlegungen:** Wie kann „Zeitgerechtigkeit“ definiert und eingegrenzt werden? Wie müssen Quartiere, Städte und Stadtregionen organisiert sein, um zeitgerecht im Sinne einer zeitlichen, sozialen und räumlichen Verteilungsgerechtigkeit zu sein?
- **Planerische Möglichkeiten:** Wie lassen sich räumliche und zeitliche Planung integrieren? Welche Auswirkungen hat das auf die verschiedenen räumlichen Planungen auf unterschiedlichen Planungsebenen?
- **Akteursanalyse:** Wer sind die Akteure der Zeitgerechtigkeit? Welche Interessen verfolgen sie? Welche Machtstrukturen wirken auf das Individuum und wie werden sie auf städtischer Ebene über Temporalstrukturen vermittelt?

Das endgültige Arbeitsprogramm formuliert der Arbeitskreis im Rahmen der ersten Sitzungen.

Dietrich Henckel

Rückblicke auf Tagungen zum Thema Zeit:

Time, Art & Cartography

Inter-University Research Center on Urban Mobility and Times (MOTU)

4. – 5. Dezember 2014 in Mailand

Living in an era of global information flows and exchange, we have never faced such a variety of dislocated, disparate and irreconcilable temporalities, ever. The former concomitance of space and time is disconnected and has been replaced by new forms of temporality. In ‘hypermodern’ societies (Lipovetsky, 2004), time has become a pivotal point for the observation as well as the fabric of organizations, societies and territories.

Geographers, town planners and architects should ‘make an effort [...] to treat the city as a four-dimensional living orga-

nism or a labyrinth in which the individual would move [...] both in time (z) and in space (x, y, z)’ (Cauvin, Gwiazdzinski, 2002). (*aus dem Tagungs-Flyer*)

http://www.lecfc.fr/Xinha-0.96.11/plugins/ExtendedFileManager/demo_images/TIME_ART_AND_CARTOGRAPHY.pdf

Dietrich Henckel und Josiane Meier haben vorgetragen: “Light on Urban Zones of Extended Activity – An Exploration into the Relation between Lighting and Night-time Activity.”

22. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Schlafforschung und Schlafmedizin e.V.

Schlaf und Rhythmus

4. – 6. Dezember 2014 in Köln

Guter Schlaf ist die Grundvoraussetzung für Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Wohlbefinden. Ohne ausreichende Ruhezeiten ist der Mensch nicht in der Lage, den Anforderungen des Alltags gewachsen zu sein. Zudem finden im Schlaf lebenswichtige Prozesse statt, die beispielsweise das Immunsystem stabilisieren und die Zellregeneration fördern. *(aus dem Tagungs-Flyer)*

Zur Tagung wurden ca. 2.000 Teilnehmer aus ganz Deutschland erwartet.

Metropolitan Temporalities

“The World in the City: Metropolitanism and Globalization from the 19th Century to the Present”

3. Annual Conference des International Graduate Programms Berlin – New York – Toronto

Center for Metropolitan Studies/Technische Universität Berlin

20. – 22. November 2014 in Berlin

The conference explores the question what role time plays in the characterization of the metropolis and the global processes that sustain metropolitan life. Over the past three decades, both urban studies and globalization studies have predominately focused on spatial concerns, often neglecting the important temporal dimensions of global urban development. The conference therefore seeks to systematically examine the diverse temporal aspects of global exchange and metropolitan development.

(aus dem Tagungs-Flyer)

http://www.geschundkunstgesch.tu-berlin.de/fachgebiet_neuere_geschichte/menue/dfg_graduate_research_program_2012-2016/events/annual_conferences/

Neue Literatur

Neue Veröffentlichungen von Mitgliedern

Bitte senden Sie Informationen über Ihre Veröffentlichungen an helga.zeiher@gmail.com



Stefan Reuyß, Svenja Pfahl, Jürgen P. Rinderspacher, Katrin Menke

Pflegesensible Arbeitszeiten

Arbeitszeitrealitäten und Bedarfe von pflegenden Beschäftigten

2014

Düsseldorf: Der Setzkasten. (Bestell.Nr. 30436)

Diese Broschüre stellt die wichtigsten Ergebnisse einer empirischen Studie vor, die vom Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften der Universität Münster und vom Institut für Sozialwissenschaftlichen Transfer (SowiTra), Berlin, durchgeführt und von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert wurde und die 2012 im Sigma-Verlag unter dem Titel „Pflegesensible Arbeitszeiten – Perspektiven der Vereinbarkeit von Beruf und Pflege“ veröffentlicht ist. *(Verlagstext)*



Karlheinz Geissler
Enthetzt Euch!
 Weniger Tempo – mehr Zeit
 2014
 Stuttgart: S. Hirzel Verlag



Sabine Schmidt-Lauff (Hrsg.)
Vergangenheit als Gegenwart der Erwachsenenbildung
 Zum 40-jährigen Bestehen der Sektion Erwachsenenbildung der DGfE.
 2014
 Leverkusen: Barbara Budrich
 (als eBook: 978-3-8474-0494-1)

Beiträge von DGfZP-Mitgliedern in Sammelbänden und Zeitschriften

Dietrich Henckel und Tim Moss (2014):

Towards a brighter future?

In: J. Meier et al. (Hrsg.): Urban Lighting, Light Pollution and Society. London: Routledge
 (mehr zum Buch s. unten)

Karin Jurczyk (2014):

Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften.

In: A. Steinbach, M. Hennig und O. Arranz Becker (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft.
 Wiesbaden: Springer VS. 117-138.

Karin Jurczyk und Josefine Klinkhardt (2014):

Father, Mother, Child?

In: Eight Trends in Family Life for Policymakers to Keep in Mind. Summary. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Fritz Reheis (2014):

Zeiten des Handelns.

Zur Zeitdimension in einer pragmatistischen Konzeption Politischer Bildung.

In: zeitschrift für didaktik der gesellschaftswissenschaften. H. 2: 112-134.

Fritz Reheis (2015):

Demokratie braucht Zeit.

Ja, aber wie viel und woher nehmen?.

In: Dirk Lange (Hg.): Zeitalter der Partizipation. Schwalbach.

Sabine Schmidt-Lauff (2014):

Zeitprogrammatiken und temporale Semantiken – für eine neue Zeitsensibilität pädagogischen Organisierens.

In: S. Weber, M. Göhlich, M., A. Schröer, J. Schwarz (Hrsg.): Organisation und das Neue.

Wiesbaden: Springer VS. 115-126. (als eBook: 978-3-658-03734-5)

Sabine Schmidt-Lauff (2014):

Bildung. Eine temporaltheoretische Sicht auf Lernen in Übergängen.

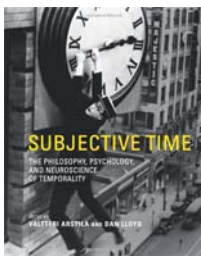
In: H. von Felden, O. Schäffter, H. Schicke, H. (Hrsg.): Denken in Übergängen. Weiterbildung in transitorischen Lebenslagen. Wiesbaden: Springer VS. 19-36. (als e-Book: 978-3-658-06532-4).

Sabine Schmidt-Lauff (2014):

Zeitfragen und Temporalität in der Erwachsenenbildung.

In: Deutsche Gesellschaft für Bildungsverwaltung (Hrsg.): Zeitschrift für Bildungsverwaltung, 30. Jg. (Sonderheft). Baltmannsweiler: Schneider Verlag. 67-88.

Empfehlenswerte Neuerscheinungen von anderen Autoren



Valtteri Arstila and Dan Lloyd

Subjective Time

The Philosophy, Psychology, and Neuroscience of Temporality

2014

Cambridge und London: MIT Press.

Our awareness of time and temporal properties is a constant feature of conscious life. Subjective temporality structures and guides every aspect of behavior and cognition, distinguishing memory, perception, and anticipation. This milestone volume brings together research on temporality from leading scholars in philosophy, psychology, and neuroscience, defining a new field of interdisciplinary research.

The book's thirty chapters include selections from classic texts by William James and Edmund Husserl and new essays setting them in historical context; contemporary philosophical accounts of lived time; and current empirical studies of psychological time. These last chapters, the larger part of the book, cover such topics as the basic psychophysics of psychological time, its neural foundations, its interaction with the body, and its distortion in illness and altered states of consciousness. *(Verlagstext)*



Burkhard v. Hasebrink und Peter Philipp Riedl (Hrsg.)

Muße im kulturellen Wandel.

Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen.

2014

Berlin: De Gruyter

Muße ist ein freies Verweilen in der Zeit jenseits von Zweckrationalismus. Die Eigenzeitlichkeit wird zum Freiraum simultaner Möglichkeiten unserer Lebensgestaltung. Muße zielt auf ästhetisch und räumlich inszenierte Lebensformen, die in der Zeit nicht der Herrschaft der Zeit unterliegen. Konzepte von Muße sind stets eingebettet in ihre historischen und kulturellen Kontexte. Der Band beleuchtet historische Paradigmen der Muße in ihren literarischen Inszenierungen, diskursiven Verflechtungen und performativen Effekten. Die Beiträge aus der Philosophie, Klassischen Philologie, Alten Kirchengeschichte, germanistischen Mediävistik, neueren deutschen Literatur, Anglistik, Soziologie, Geschichtswissenschaft, Archäologie, Kunstgeschichte, Ethnologie und Sinologie untersuchen Muße als anthropologisches und kulturgeschichtlich distinktes Phänomen, das sich Zeitwängen widersetzt und Freiräume eröffnet. Analysiert werden unterschiedliche Semantisierungen, Ähnlichkeiten und Umbesetzungen, wie beispielsweise „Freizeit“, die Überschneidungen, aber auch gravierende Abgrenzungen zur Muße aufweisen. *(Verlagstext)*



Friederike Gräff

Warten.

Erkundungen eines ungeliebten Zustandes

2014

Berlin: Ch. Links

Eine Reise in die erstaunliche Welt des Wartens: Wir warten auf die große Liebe, eine Schriftstellerin wartet auf die nächste Romanidee, eine Schwangere auf ihr erstes Kind, ein junger Mensch auf das lebensrettende Organ. Jedes Warten hat seine Geschichte. Friederike Gräff ergründet, was dieser Zustand in uns auslöst. Sie steigt in die Tiefen des Wartens hinab und kommt heraus in einer schnelllebigen Gegenwart, die die Vorzüge des Wartens aus den Augen verloren hat. Ihre vielstimmige Erkundung ermutigt uns, Warteräume zu schaffen und sie selbstbestimmt zu nutzen. *(Verlagstext)*



Mathias Heiden und Kerstin Jürgens

Kräftemessen

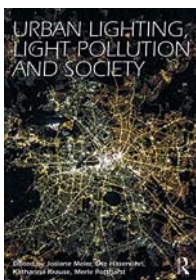
Betriebe und Beschäftigte im Reproduktionskonflikt

2013

Berlin: edition sigma

Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, Bd. 156

Überforderung, Erschöpfung, Burnout – (...Es) bezweifelt kaum mehr jemand, dass die Betriebe gefordert sind, mehr für einen nachhaltigen Umgang mit der Arbeitskraft ihrer Beschäftigten zu tun. Dieses Buch greift diese Debatte auf, aber es nimmt eine andere Perspektive ein. Statt abermals nur die Ursachen und Formen des Kräfteverschleißes zu diskutieren, stellt es die Frage: Woraus schöpfen Beschäftigte eigentlich ihre Arbeits- und Lebenskraft? Wodurch halten sie sich aktionsfähig und wie widerstehen sie der Überbeanspruchung? Dieser Ansatz erfordert, sensibel die Lebensgestaltung insgesamt – und nicht nur die Arbeitsanforderungen – in den Blick zu nehmen... *(Verlagstext)*



Josiane Meier, Ute Hasenöhl, Katharina Krause, Merle Pottharst, (Hrsg.):

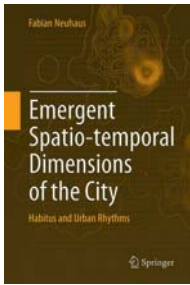
Urban Lighting, Light Pollution and Society

2014

London: Routledge

The first comprehensive compilation of current scientific discussions on urban lighting and light pollution from a social science and humanities perspective, *Urban Lighting, Light Pollution and Society* contributes to an evolving international debate on an increasingly controversial topic. The contributions draw a rich panorama of the manifold discourses connected with artificial illumination in the past and present – from early attempts to promote new lighting technologies in the late 19th and early 20th centuries to current debates on restricting its excessive usage in public space and the protection of darkness. By bringing together a cross-section of current findings and debates on urban lighting and light pollution from a wide variety of disciplines, it reflects that artificial lighting is multifaceted in its qualities, utilisation and interpretation.

Including case studies from the United States, Europe, and the UK, *Urban Lighting, Light Pollution and Society* is one of the first to take a serious assessment of light, pollution, and places and is a valuable resource for planners, policy makers and students in related subjects. *(Verlagstext)*



Fabian Neuhaus

Emergent Spatio-temporal Dimensions of the City.

Habitus and Urban Rhythms

2015

Heidelberg und Berlin: Springer

This book focuses on the creation of space as an activity. The argument draws not only on aspects of movement in time, but also on a cultural and specifically social context influencing the creation of the spatial habitus. The book reconsiders existing theories of time and space in the field of urban planning and develops an updated account of spatial activity, experience and space-making. Recent developments in spatial practice, specifically related to new technologies, make this an important and timely task. Integrating spatial-temporal dynamics into the way we think about cities aids the implementation of sustainable forms of urban planning. The study is composed of two different case studies. One case is based on fieldwork tracking individual movement using GPS, the other case utilises data mined from Twitter. One of the key elements in the conclusion to this book is the definition of temporality as a status rather than a transition. It is argued that through repetitive practices as habitus, time has presence and agency in our everyday lives. This book is based on the work undertaken for a PhD at the Centre for Advanced Spatial Analysis and was accepted as thesis by University College London in 2013. (*Verlagstext*)

Günter Warsewa (2014):

Die Zeit der Gesellschaft.

In: Soziologische Revue.

Jg. 37. H. 3 / Juli 2014. S. 273-282.

Eine Sammelbesprechung mehrerer Veröffentlichungen zum Thema Zeit und Gesellschaft bzw. gesellschaftlicher Zeit-Diagnosen, u. a. auch von Publikationen von Mitgliedern der DGfZP. Ein ausführlicher Abschnitt beschäftigt sich explizit mit dem Thema „Zeitpolitik“. (*E. G.*)

Sie sind noch nicht Mitglied der DGfZP?

So können Sie es werden:

Bitte schicken Sie Ihre Anmeldung an die Geschäftsstelle der DGfZP:

Prof. Dr. Dietrich Henckel

Technische Universität Berlin

Institut für Stadt- und Regionalplanung

FG Stadt- und Regionalökonomie

Hardenbergstr. 40a - 10623 Berlin

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 75,00 €, ermäßigt 40,00 €.

Er ist zu überweisen auf das Konto

Zeitpolitik e.V. bei der Postbank Berlin,

IBAN: DE 83 1001 0010 0533 0481 05

BIC: PBNKDEFF

Die DGfZP ist als Gemeinnütziger Verein anerkannt.



Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V.

NAME _____

INSTITUTION _____

STRASSE UND HAUSNUMMER _____

POSTLEITZAHL UND ORT _____

TELEFON _____

FAX _____

E-MAIL _____

DATUM UND UNTERSCHRIFT _____

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik Gemeinnütziger e.V.

Geschäftsführender Vorstand:

Prof. Dr. Ulrich Mückenberger,
Bremen und Hamburg
Dr. Jürgen P. Rinderspacher,
Hannover und Münster
Prof. Dr. Dietrich Henckel, Berlin
Dr. Helga Zeiher, Berlin

Beratender Vorstand:

Prof. Dr. Uwe Becker, Düsseldorf
Dipl.-Ing. (Arch.) Etta Dannemann, Berlin
Prof. Dr. Christel Eckart, Frankfurt a.M.
Dipl.-Freizeitwiss. (FH) Björn Gernig, Bremen
Elke Großer, M. A., Knorrendorf
Dr. Karin Jurczyk, München

Geschäftsstelle:

Prof. Dr. Dietrich Henckel
Technische Universität Berlin
Institut für Stadt- und Regionalplanung
FG Stadt- und Regionalökonomie
Hardenbergstraße 40a · 10623 Berlin
Tel.: (030) 314 280 89
(Sekretariat Friederike Finke)
Fax: (030) 314 281 50
d.henckel@isr.tu-berlin.de
d.henckel@zeitpolitik.de

Kontoverbindung: Zeitpolitik e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE 83 1001 0010 0533 0481 05
BIC: PBNKDEFF

www.zeitpolitik.de

Impressum

Das Zeitpolitische Magazin (ZpM) für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. und für Interessierte im Umfeld erscheint mehrmals im Jahr. Es wird von der DGfZP herausgegeben. Es ist kostenfrei und wird als PDF-Datei per eMail verschickt. Bestellung und Abbestellung bitte formlos an die Redaktion.

ISSN 2196-0356

Verantwortlich für Inhalt (V.i.S.d.P. und gemäß § 10 Absatz 3 MDStV): Helga Zeiher.

Redaktion:

Dr. Helga Zeiher - helga.zeiher@gmail.com (Koordination)
Etta Dannemann, Dipl.-Ing. (Arch.) - ettadannemann@web.de
Elke Großer, M. A. - elke-grosser@t-online.de
Dr. Martina Heitkötter - heitkoetter@dji.de
Prof. Albert Mayr - timedesign@technet.it
Prof. Dr. Yolanda Koller-Tejeiro - koller-t@gmx.de
Satz: Anna von Garnier - post@annavongarnier.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Das ZpM ist als Gesamtwerk urheberrechtlich geschützt. Das Copyright liegt bei der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V., das Urheberrecht namentlich gekennzeichnete Artikel liegt bei deren Verfasser/innen.

Das Zitieren aus dem ZpM sowie die Übernahme namentlich nicht gekennzeichnete Artikel ist gestattet, solange solche Inhalte keiner kommerziellen Nutzung dienen und die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. als Quelle genannt wird. Die Redaktion bittet um Zusendung eines Belegexemplars.

Das ZpM wird mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt; Links auf Webseiten von Dritten werden auf Funktionalität geprüft. Mit Urteil vom 12. Mai 1998, Aktenzeichen 312 O 85/98 „Haftung für Links“, hat das Landgericht Hamburg entschieden, dass man durch die Anbringung eines Links die Inhalte der verlinkten Webseite ggf. mit zu verantworten hat. Dementsprechend distanziert sich das ZpM ausdrücklich von allen Inhalten der Webseiten von Drittanbietern, auf die ein Link gelegt wird. Wir machen uns deren Inhalte nicht zu eigen.

Verletzungen von Urheberrechten, Markenrechten, Persönlichkeitsrechten oder Verstöße gegen das Wettbewerbsrecht auf fremden Webseiten waren nicht augenscheinlich und sind der Redaktion eben so wenig bekannt wie eine dortige Erfüllung von Straftatbeständen.